Vorbemerkung

Während seiner Tätigkeit als studentische Hilfskraft an der Forschungsstelle „Nietzsche-Kommentar“ (2008–2010) hat Hans-Christian Riechers dankenswerterweise ergiebige Vorarbeiten für meinen Kommentar zu UB I DS angefertigt, insbesondere zu Biographie und Werk von David Friedrich Strauß und zu Nietzsches Bezugnahmen auf dessen Schrift *Der alte und der neue Glaube*. Sie sind teilweise in modifizierter und ergänzter Version in meinen Kommentar eingegangen. B. N.

Überblickskommentar

I.1 Motivation und Entstehungsgeschichte

Mit der ersten *Unzeitgemässen Betrachtung* unter dem Titel *David Strauss der Bekenner und der Schriftsteller* (KSA 1, 157–242) eröffnete N. die Reihe seiner kulturkritischen Schriften. Ursprünglich plante er nicht nur vier, sondern dreizehn *Unzeitgemässe Betrachtungen*. In einem nachgelassenen Fragment notierte er die folgenden provisorischen Titel: „Entwurf der ‚Unzeitgemässen Betrachtungen'. 1. Der Bildungsphilister. 2. Geschichte. 3. Philosoph. 4. Gelehrte. 5. Kunst. 6. Lehrer. 7. Religion. 8. Staat Krieg Nation. 9. Presse. 10. Naturwissenschaft. 11. Volk Gesellschaft. 12. Verkehr. 13. Sprache" (NL 1873–74, 30 [38], KSA 7, 744–745). Mit diesem anfänglichen Plan verband N. die Absicht, das Gesamtprojekt der *Unzeitgemässen Betrachtungen* in nur sechs Jahren komplett zu verwirklichen. Seiner ehrgeizigen Intention zufolge hätte er jedes Jahr zwei kulturkritische Essays publizieren müssen (vgl. Schaberg 2002, 52).

N.s Schrift *David Strauss der Bekenner und der Schriftsteller* [= UB I DS] entstand von Mitte April bis zum 25. Juni 1873 in Basel (KSA 14, 59). Richard und Cosima Wagner, die N. zusammen mit Erwin Rohde im April 1873 in Bayreuth besuchte, hatten auf das von David Friedrich Strauß veröffentlichte Buch *Der alte und der neue Glaube. Ein Bekenntniß* [= ANG] bereits kritisch reagiert. Nachdem N. von diesem Aufenthalt in Bayreuth am 15. April 1873 nach Basel zurückgekehrt war, schrieb er nur drei Tage später in einem Brief an Richard Wagner, er habe ANG mittlerweile „durchgelesen" und bereite jetzt „ein Schriftstück gegen den berühmten Schriftsteller David Strauss" vor (KSB 4, Nr. 304, S. 145). N. erklärte, er habe sich „ebenso über die Stumpfheit und Gemeinheit des Autors wie des Denkers verwundert. Eine schöne Sammlung von Stilproben der abscheulichsten Art soll öffentlich einmal zeigen, wie es mit diesem angeblichen ‚Classiker' steht" (KSB 4, Nr. 304, S. 145).

Nachdem N. mit dem Manuskript zu UB I DS zunächst rasch vorangekommen war, wurde seine Arbeit wenig später durch gesundheitliche Einschränkungen erschwert: So erwähnte er in einem Brief an seine Mutter und Schwester am 29. April 1873, dass er „an Augenschmerzen laborire" (KSB 4, Nr. 306, S. 149). Aber schon wenige Tage später teilte N. seinem Freund Erwin Rohde am 5. Mai 1873 mit, er „habe wieder etwas Lava gespieen", so dass die „Schrift gegen David Strauss" bereits jetzt „ziemlich fertig" vorliege, „wenigstens in der ersten Skizze" (KSB 4, Nr. 307, S. 149). Anschließend stagnierte N.s Arbeit an UB I DS jedoch abermals, nicht zuletzt wegen der „Noth des neuen Semesters" (KSB 4, Nr. 309, S. 154). Am 20. Mai 1873 berichtete N. in seinem Gratulationsbrief an Wagner, der ursprüngliche Plan, ihm seinen „Anti-Strauss", der „seit

https://doi.org/10.1515/9783110286861-001

Wochen in der ersten Niederschrift fertig“ sei, zum Geburtstag am 22. Mai zu übersenden, habe sich durch seine universitären Verpflichtungen und aufgrund „plötzlicher und schmerzhafter Augenschwäche“ nicht realisieren lassen, weil sich infolgedessen der Überarbeitungsprozess erheblich verlangsamt habe, so dass er noch um „ein Weilchen Zeit“ bitten müsse (KSB 4, Nr. 309, S. 154).

Mit der Chronologie von N.s Produktionsphasen und dem Inhalt seiner Schriften lässt sich allerdings gegen die These von Janz argumentieren, N. habe UB I DS bereits im Februar/März 1873 brieflich zum Thema gemacht (vgl. Janz 1978, Bd. 1, 557–558), als er Carl von Gersdorff am 2. März 1873 [Janz (ebd., 557) nennt irrtümlich den 24. Februar] mitteilte, er wolle Wagner mit einer eigenen Schrift unter dem (noch hypothetischen) Titel „‚der Philosoph als Arzt der Cultur‘ [...] zu seinem nächsten Geburtstag [...] überraschen“ (KSB 4, Nr. 298, S. 132). Denn am 22. März 1873 bezeichnete N. diesen provisorischen Werktitel in einem Brief an Erwin Rohde als Titel seines „ganz langsam sich gebärenden Buches über griechische Philosophie“ (KSB 4, Nr. 300, S. 136), so dass sich eine Beziehung zu UB I DS hier schon thematisch nicht herstellen lässt. Zudem geht aus Nachlass-Notaten von 1872/73 eindeutig hervor, dass N. mit seinem brieflichen Hinweis auf diese (ebenfalls kulturdiagnostisch akzentuierte) Arbeit, die er selbst damals ausdrücklich als ein „Seitenstück zur ‚Geburt‘“ verstand (KSB 4, Nr. 298, S. 132), die Schrift meinte, die später den Titel *Die Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen* erhielt. Diesen Titel nennt N. sogar schon am 15. Februar 1873 in einem Brief an seine Mutter und Schwester als „wahrscheinlich“ (KSB 4, Nr. 295, S. 122). – Wie weitgehend PHG auf die Philosophie der Vorsokratiker fokussiert ist, mithin – wie *Die Geburt der Tragödie* – im Horizont der Antike steht, zeigen schon die meisten der nachgelassenen Notate zwischen 21 [6] und 26 [23] aus dieser Zeitphase (vgl. NL 1872–73, 21 [6] – 26 [23], KSA 7, 524–585). Die Titelvarianten, mit denen N. dort experimentiert, reichen von „Der Philosoph als Arzt der Cultur“ (NL 1872–73, 23 [15], KSA 7, 545) bis zu Formulierungen mit deutlicher Affinität zum endgültigen Titel der Schrift *Die Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen* (vgl. dazu die Titelvarianten in KSA 7, 524, 527, 547, 548, 554, 585). – Die relevanten Details zur Chronologie der jeweiligen Entstehungsprozesse von UB I DS und PHG nennt Montinari (vgl. KSA 14, 59, 108): Während PHG von N. in einer „druckmanuskriptartige[n] Fassung“ schon „im April 1873 mit nach Bayreuth“ gebracht wurde (vgl. KSA 14, 108), und zwar „zum Vorlesen“ (KSB 4, Nr. 301, S. 139), gelang N. die erste Niederschrift von UB I DS zwar weitgehend in der zweiten Aprilhälfte 1873, aber berufsbedingte Beanspruchung und gesundheitliche Einschränkungen hinderten ihn dann doch daran, die Schrift rechtzeitig vor Wagners 60. Geburtstag am 22. Mai 1873 abzuschließen (vgl. Montinari in KSA 14, 59).

Wie N. in einem Brief an Hugo von Senger am 20. November 1873 mitteilte (KSB 4, Nr. 329, S. 180), übernahm schließlich sein Freund Carl von Gersdorff die Niederschrift des endgültigen Manuskripts von UB I DS nach Diktat – als „meine rechte Hand und mein linkes Auge“ (KSB 4, Nr. 313, S. 157). Am 25. Juni 1873 wurde das für den Druck vorbereitete Textkonvolut an den Leipziger Verleger Ernst Wilhelm Fritzsch gesandt, der bereits *Die Geburt der Tragödie* publiziert hatte. Fritzsch antwortete schon vier Tage später, am 29. Juni, und erklärte sich „Mit Vergnügen“ dazu bereit, den Text zu publizieren (KGB II 4, Nr. 444, S. 266), obwohl er im Hinblick auf N.s Publikationsabsicht zunächst eher eine reservierte Einstellung hatte erkennen lassen; denn sein Verlag war vornehmlich auf musikalische Werke spezialisiert (vgl. Schaberg 2002, 55). Nach einem fünfwöchigen Druckprozess lag UB I DS vereinbarungsgemäß dann bereits am 8. August 1873 als Broschüre mit einem hellgrünen Pappumschlag vor; eingelegt war ein loses Blatt mit „Berichtigungen“, weil der Korrektor zehn Druckfehler nicht verbessert hatte (vgl. ebd., S. 56). Schon am folgenden Tag konnte N. selbst die fertige Schrift in seinem Urlaubsort Flims entgegennehmen. Der vollständige Titel der Originalausgabe lautet: *Unzeitgemässe Betrachtungen / von / Dr. Friedrich Nietzsche, / ordentl. Professor der classischen Philologie / an der Universität Basel. / Erstes Stück: / David Strauss / der Bekenner und der Schriftsteller*. – Entgegen dieser markanten Selbstpräsentation des Autors behauptet Elisabeth Förster-Nietzsche im zweiten Band ihrer Biographie *Das Leben Friedrich Nietzsche's* allerdings erstaunlicherweise: „Mein Bruder hätte ‚David Strauß‘ gern unter fremdem Namen, als von einem in Deutschland lebenden Ausländer verfaßt, erscheinen lassen, da er derartige Mystificationen sehr liebte. Auch bei späteren Veröffentlichungen hatte er solche Absichten, aber immer scheiterten seine Wünsche an dem Widerstand der Verleger, die den schon bekannten und umstrittenen Namen durchaus nicht missen wollten“ (Förster-Nietzsche 1897, Bd. II/1, 128). – Carl von Gersdorffs Druckmanuskript ist nicht erhalten geblieben, wohl aber die Korrekturen und ein durch ihn angefertigtes Druckfehlerverzeichnis sowie eine Korrekturfahne (vgl. dazu KSA 14, 59). Da N.s Verleger Fritzsch unter dem Einfluss der deutschen Wirtschaftskrise nach 1872 in gravierende finanzielle Schwierigkeiten geraten war, verzögerte sich die vereinbarte Honorarzahlung an N. bis zum 27. August 1874.

Ähnlich wie bei N.s Erstlingswerk *Die Geburt der Tragödie* gestaltete sich auch bei UB I DS der Hiat zwischen optimistischen Erwartungen und desillusionierenden Erfahrungen: „Zunächst Enthusiasmus und Hoffnungen auf umfangreiche Verkäufe, dann eine enttäuschende Rezeption und schliesslich viele retournierte Exemplare“ (Schaberg 2002, 57). Bereits am 27. Oktober 1873 teilte N. Carl von Gersdorff brieflich mit, sein Verleger Fritzsch stelle ihm sogar noch im selben Jahr eine zweite Auflage von UB I DS in Aussicht, „wenn der Verkauf

in der Weise der letzten Wochen fortgehe“ (KSB 4, Nr. 324, S. 173). Obwohl N. dies am 20. November 1873 sogar für „wahrscheinlich“ hielt (KSB 4, Nr. 328, S. 179), erfüllte sich diese Hoffnung letztlich nicht (Schaberg 2002, 57). Denn von den 1000 gedruckten Exemplaren von UB I DS waren bis zum Oktober 1874 lediglich 517 Exemplare verkauft, so dass N.s neuer Verleger Ernst Schmeitzner im Oktober 1874 noch 483 Restexemplare übernehmen konnte (vgl. ebd., 60, 70). Am 3. November 1874 schrieb N. seiner Schwester: Der „buchhändlerische Erfolg“ der beiden ersten *Unzeitgemässen Betrachtungen* „war bis jetzt ein kläglicher: von der ersten sind c. 500, von der zweiten kaum 200 Exemplare verkauft“ (KSB 4, Nr. 401, S. 273). Analog äußerte er sich zwölf Tage später auch in einem Brief an Erwin Rohde, um dann mit einem resignativen Stoßseufzer festzustellen: „Welche Zukunft!“ (KSB 4, Nr. 403, S. 275).

Ein wichtiges Motiv für N.s Auseinandersetzung mit David Friedrich Strauß’ ANG geht aus einem „Vorwort“-Entwurf im Nachlass hervor: „Ein Buch, das in Jahresfrist sechs starke Auflagen erlebt, kann deshalb immer noch ohne jeden Werth sein [...]. Nur der Erfolg des Straussischen Bekenntnissbuches, nicht das Buch selbst, trieb mich zu den nachfolgenden Betrachtungen. Es musste mir allmählich unerträglich werden, unter allem was gegen Strauss eingewendet wurde, nichts zu finden, was allgemein genug gedacht war, um erklären zu können, wie ein so unbedeutendes Buch zu einem so skandalösen Erfolge komme“ (NL 1873, 27 [78], KSA 7, 610). – Evident wird hier bereits eines der zentralen Motive, die den jungen N. dazu trieben, David Friedrich Strauß mit einem Pamphlet zu attackieren: Er fühlte sich durch die phänomenale öffentliche Resonanz des zeitgenössischen Erfolgsautors provoziert, der schon Jahrzehnte zuvor durch sein Buch *Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet* (1835) als Theologe und Schriftsteller geradezu berühmt geworden war und nun sogar mit seiner Spätschrift *Der alte und der neue Glaube. Ein Bekenntniß* (1872) innerhalb eines sehr begrenzten Zeitraums sechs Auflagen zu erzielen vermochte.

Durch seine Polemik gegen David Friedrich Strauß sah der noch unbekannte N. für sich die willkommene Gelegenheit, ein Denkmal vom Sockel zu stoßen und die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit durch diesen Akt auf sich selbst zu lenken. Allerdings war N. keineswegs der erste, der eine kritische Auseinandersetzung mit Strauß’ Schrift *Der alte und der neue Glaube* vollzog. Vielmehr schloss N. mit seiner Polemik an die kritische Resonanz auf Strauß’ Altersschrift an, mit der schon andere Zeitgenossen öffentlich hervorgetreten waren. Diese Konstellation lässt UB I DS wie ein bloßes Nachhutgefecht zu längst geschlagenen Schlachten erscheinen. Vgl. dazu die Dokumentation in der Dissertation von Friedrich Wilhelm Graf über *Kritik und Pseudo-Spekulation. David Friedrich Strauß als Dogmatiker im Kontext der positionellen Theologie seiner Zeit* (1982, 613–664).

In einer symptomatischen Reflexion gesteht N. am 19. März 1874, also etwa sieben Monate nach dem Erscheinen von UB I DS und kurz nach der Publikation von UB II HL, in einem Brief an Erwin Rohde sein unwiderstehliches Bedürfnis nach Polemik, das ihn bei der Konzeption von UB I DS und UB II HL im Sinne einer psychohygienischen Notwendigkeit geleitet habe; zugleich formuliert N. dort auch selbstkritische Einschätzungen und moderatere Zukunftspläne: „Dass ich es mit meinen Ergüssen ziemlich dilettantisch unreif treibe, weiss ich wohl, aber es liegt mir durchaus daran, erst einmal den ganzen polemisch-negativen Stoff in mir auszustossen; ich will unverdrossen erst die ganze Tonleiter meiner Feindseligkeiten absingen, auf und nieder, recht greulich, ‚dass das Gewölbe wiederhallt'. Später, fünf Jahre später, schmeisse ich alle Polemik hinter mich und sinne auf ein ‚gutes Werk'. Aber jetzt ist mir die Brust ordentlich verschleimt vor lauter Abneigung und Bedrängniss, da muss ich mich expectoriren, ziemlich oder unziemlich, wenn nur endgültig. Elf schöne Weisen habe ich noch abzusingen. –" (KSB 4, Nr. 353, S. 210–211.) Mit der musikalischen Metapher „Elf schöne Weisen" bezeichnet N. die von ihm damals noch geplanten elf weiteren *Unzeitgemässen Betrachtungen*, denn ursprünglich hatte er an dreizehn Stücke gedacht (vgl. NL 1873–74, 30 [38], KSA 7, 744–745). Schon 1873, also im Publikationsjahr von UB I DS, notiert N. für das letzte dieser dreizehn Stücke den symptomatischen Titel: „Der Weg zur Freiheit. Dreizehnte Unzeitgemässe" (NL 1873, 29 [229], KSA 7, 722). Im Mai 1874 wählt er für sein Großprojekt UB I–XIII eine humoristische Fertilitätsmetaphorik, indem er von einem „Nest voll halbausgebrüteter Eier" in seinem Kopf berichtet (KSB 4, Nr. 365, S. 230). Die Themen der geplanten dreizehn *Unzeitgemässen Betrachtungen* skizziert N. bereits in dem genannten Nachlass-Notat 30 [38] (vgl. KSA 7, 744–745), das aus der Zeit zwischen Herbst 1873 und Winter 1873/74 stammt (vgl. dazu den Anfang dieses Überblickskommentars). – Elisabeth Förster-Nietzsche hingegen behauptet in ihrer Biographie *Das Leben Friedrich Nietzsche's*, sie könne sich „genau" daran erinnern, dass ihr Bruder zeitweilig sogar „vierundzwanzig" *Unzeitgemässe Betrachtungen* plante (Förster-Nietzsche 1897, Bd. II/1, 138). Überdies erklärt sie diesen Werkplan zu einem von ihm selbst zunächst anvisierten Team-Projekt: So habe der junge N. ursprünglich „zur Bewältigung dieser außerordentlichen Aufgabe eine Vereinigung seiner nächsten Freunde" ins Auge gefasst, nämlich „die Freunde Professor Jacob Burckhardt, Professor Rohde, Professor Overbeck und Freiherr von Gersdorff"; allerdings hätten sich „die Genannten" später „dieser Thatsache nicht mehr erinnern" können (ebd., 137). Zur problematischen Rolle, die Elisabeth Förster-Nietzsche im N.-Archiv und in der Geschichte der N.-Editionen hatte, insbesondere durch die berüchtigte Nachlass-Kompilation *Der Wille zur Macht*, vgl. die Informationen von Katrin Meyer (NH 2000b, 437–440) und David Marc Hoffmann (NH 2000, 440–443).

In den heftigen Kontroversen, die Strauß' Schrift *Der alte und der neue Glaube* auslöste, prolongierten sich die Auseinandersetzungen, die Jahrzehnte zuvor bereits sein für die zeitgenössische Theologie geradezu revolutionäres Buch *Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet* (1835) evoziert hatte. In diesem Werk stellt Strauß dem Christus des Glaubens und der kirchlichen Tradition den historischen Jesus gegenüber. Die Konfrontation zwischen orthodox-dogmatisch eingestellten Theologen und ihren liberal gesonnenen, aufklärerisch argumentierenden Gegnern sowie Kritikern von unterschiedlicher Couleur, die sich bereits an Strauß' *Leben Jesu* entzündet hatte, gewann nach der Publikation seines Alterswerks *Der alte und der neue Glaube* erneut Aktualität. An diese längst virulente Debatte schloss N. mit seinem Pamphlet UB I DS an. Zum Pro und Contra in der Auseinandersetzung um David Friedrich Strauß, die auch im Zusammenhang mit N.s UB I DS eine Vielzahl von Rezensionen zur Folge hatte, vgl. die umfangreiche Dokumentation von Hauke Reich 2013, 275–456.

Für N.s Attacke auf David Friedrich Strauß gab es aber noch weitere Gründe als das oben bereits genannte Motiv. Den Initialimpuls gab Richard Wagner, indem er N. in der zweiten Aprilwoche 1873 auf Strauß' Schrift *Der alte und der neue Glaube. Ein Bekenntniß* hinwies. Der Komponist selbst war in dieser Angelegenheit keineswegs unvoreingenommen: Im Jahre 1868 hatte sich Wagner nämlich in eine private Fehde mit Strauß verstrickt. Denn dieser hatte in einem kulturpolitischen Konflikt zwischen Richard Wagner und dem Münchener Hofkapellmeister Franz Lachner die Partei Lachners ergriffen, der fast drei Jahrzehnte lang das Musikleben Münchens dominierte und sich über seine Funktion als Hofkapellmeister hinaus auch selbst als Komponist betätigte; dabei fühlte er sich der klassischen Tradition im Übergang von Schubert zu Bruckner verpflichtet. Aufgrund der unterschiedlichen musikästhetischen Präferenzen erschienen Rivalitäten zwischen Lachner und Wagner, der als Zerstörer solcher tradierten Kompositionsweisen galt, naheliegend. Der erklärte Antiromantiker Strauß verfasste in Sonettform zwei Elogen auf Lachner, die zugleich implizit ironisch gegen Wagner gerichtet waren. Das erste dieser Sonette mit dem Titel *An Franz Lachner* lautet folgendermaßen (vgl. Janz 1997, 173):

An Franz Lachner

Den Stab, den lange ruhmvoll du geschwungen
Mit dem, ein Feldherr, du gebot'st den Tönen,
Ihn hat, geschickt im Wühlen, keck im Höhnen,
Dir schnöder Undank aus der Hand gerungen.

Vom hohen Geiste deiner Kunst durchdrungen,
Nahmst du das Ziel dir vor, zum ächten Schönen

Die Sinne wie die Herzen zu gewöhnen;
Und dieses Lebenswerk ist dir gelungen.

Abwehrtest du mit Ernst die trüben Wasser
Der Modekunst, den Schwarm der wirren Geister,
Die uns das Chaos gerne wiederbrächten.

Das schuf dir manchen Neider, manchen Hasser,
Doch eilt die Muse dir dafür, O Meister,
Den vollen Lorbeer in das Haar zu flechten.

Auf diesen impliziten Affront reagierte Wagner seinerseits mit drei satirischen Sonetten gegen David Friedrich Strauß (GSD XII, 369–370), die er am 11./12. März 1868 in Tribschen verfasst hatte. Das erste dieser Sonette lautet folgendermaßen (Janz 1997, 173–174):

An David Strauss

O David! Held! Du sträusslichster der Strausse!
Befreier aus des Wahnes schweren Ketten.
So woll' uns stets von Irr' und Trug erretten,
wie du enthüllt der Evangelien Flausse!

Wie schön du nun, auch in der Kunst zu Hause,
es weisst mit wunderlieblichen Sonetten
aus Zweifel uns in holde Ruh' zu betten,
das Schöne rettend vor Zerstörungsgrausse.

Der Fabeln unerbittlicher Ergründer,
auf unächt Alter weisst du leicht zu schliessen,
von falscher Gicht machst bäldlich du gesünder:

Doch wer will jetzt um Läugner noch dich schelten?
Blieb Christ, der Heiland, Dir auch unbewiesen,
lässt du dafür uns doch Franz Lachner gelten.

Curt Paul Janz charakterisiert den ironischen Gestus Wagners als „Gefecht mit leichten Degen" (ebd., 174). Weil Wagners Wunsch nach Rache durch diese eilig als Replik verfassten und zudem künstlerisch recht dürftigen Sonette allerdings noch nicht befriedigt war, stiftete er N. zu einem Pamphlet gegen Strauß' Schrift *Der alte und der neue Glaube. Ein Bekenntniß* an (vgl. dazu Janz 1978, Bd. 1, 533).

Auch in ideologischer Hinsicht eignete sich Strauß als probates Feindbild für Wagner und N., weil er als populärer Repräsentant der Gründerzeit und als Befürworter des preußisch-deutschen Reiches galt. Durch seinen Hegelianis-

mus geriet Strauß zudem in eine Opposition zu Schopenhauer, der philosophischen Leitfigur Wagners und N.s. In der Forschung wurde betont, Strauß sei zum „Hegel redivivus“ geworden und habe auch deshalb negative Projektionen N.s auf sich gezogen (vgl. Graf 1982, 34). Bereits beim Erscheinen von Strauß' Schrift *Der alte und der neue Glaube. Ein Bekenntniß* reagierte Richard Wagner kritisch. Zuvor hatte Cosima Wagner schon die Lektüre anderer Schriften von Strauß mit deutlicher Kritik im Tagebuch vermerkt: So attestiert sie „David Strauß' Vorträge[n]“ am 3. Dezember 1870, sie seien im „Stil studentisch nachlässig“ und „höchst maniriert“ (Cosima Wagner: Tagebücher, Bd. I, 1976, 319). Gut zwei Jahre später findet seine Schrift *Der alte und der neue Glaube* dort mehrmals Erwähnung: Am 7. Februar 1873 bezeichnet Cosima Wagner ANG als ein Buch, „das ich und R. entsetzlich seicht finden, das Frau W. [Wesendonck] aber bewundert“ (ebd., 638). Am 20. März 1873 notiert sie eine skeptische Reaktion Richard Wagners auf den Titel der Schrift: „Was nennt er denn neuen *Glauben*‘, sagt R., ‚wie kommt das Wort hierher, denn etwa die Unbegreiflichkeit der großen Männer verehren, das meint er doch nicht“ (ebd., 657). Zu den Äußerungen ihres Mannes über Strauß notierte Cosima Wagner am 21. März 1873: „Über Strauß' Kritik der Seele, gänzliche Ignoranz der Erstlings-Begriffe der Philosophie. Strauß wahrscheinlich ein Israelit“ (ebd., 658).

Mitbedingt waren Richard Wagners Vorbehalte gegen David Friedrich Strauß auch durch dessen Kultur-Vorstellungen, die dem kulturreformatorischen Anspruch Wagners diametral gegenüberstanden, ja in mancherlei Hinsicht sogar den seiner Ansicht nach zu überwindenden kulturellen Zustand repräsentierten. Insbesondere widersprachen Strauß' Äußerungen über Beethoven der Grundtendenz von Wagners eigener musiktheoretischer Schrift *Beethoven*, die im Jahre 1870 zum 100. Geburtstag Beethovens erschien und von Schopenhauers Philosophie nachhaltig beeinflusst war. Darüber hinaus fühlte sich der Schopenhauer-Verehrer Wagner auch durch die pejorativen Erwähnungen Schopenhauers in Strauß' ANG provoziert. – Nicht zuletzt erscheint UB I DS auch als Versuch N.s, „Overbeck zu sekundieren“, und die theologische Debatte dabei zugleich in einen weiteren kulturellen Horizont zu stellen, der die Tragweite des Diskurses entsprechend vergrößert (Pestalozzi 1988, 96).

In welchem Maße sich Wagner darum bemühte, N. zu beeinflussen und für seine Interessen zu instrumentalisieren, zeigt insbesondere der Brief, den er am 21. September 1873 an N. richtete. Hier erklärt Wagner emphatisch, dass er N. „für den Einzigen“ halte, „der weiss, was ich will!“ (KGB II 4, Nr. 458, S. 295). – Dass N.s Verhältnis zu Richard Wagner allerdings schon im Frühjahr 1873 nicht mehr ungetrübt war, signalisiert bereits fünf Monate zuvor, am 18. April 1873, ein Brief an den Komponisten. Dort changiert N. zwischen Bayreuth-Nostalgie und Melancholie, zwischen Defizienz-Gefühl und kompensato-

rischer Devotion: „Verehrtester Meister / ich lebe in fortwährendem Angedenken an die Bayreuther Tage dahin, und das viele in kürzester Zeit neu Gelernte und Erfahrene breitet sich in immer grösserer Fülle vor mir aus. Wenn Sie nicht zufrieden mit mir bei meiner Anwesenheit schienen, so begreife ich es nur zu gut, ohne etwas daran ändern zu können, denn ich lerne und percipire sehr langsam [...]. Ich wünschte mir so oft wenigstens den Anschein einer grösseren Freiheit und Selbständigkeit, aber vergebens. Genug, ich bitte Sie, nehmen Sie mich nur als Schüler [...] mit einem sehr langsamen und gar nicht versatilen Ingenium. Es ist wahr, ich werde täglich melancholischer, wenn ich so recht fühle, wie gern ich Ihnen irgendwie helfen, nützen möchte und wie ganz und gar unfähig ich dazu bin, so dass ich nicht einmal etwas zu Ihrer Zerstreuung und Erheiterung beitragen kann. / Oder vielleicht doch einmal, wenn ich das ausgeführt habe, was ich jetzt unter den Händen habe, nämlich ein Schriftstück gegen den berühmten Schriftsteller David Strauss“, das dessen „Stumpfheit und Gemeinheit“ durch „Stilproben“ demonstrieren soll (KSB 4, Nr. 304, S. 144–145).

Noch viel deutlicher als in diesem Brief vom 18. April signalisiert N. seine wachsende Distanz zu Wagner schon am 2. März 1873, wenn er Carl von Gersdorff sogar schwelende Konflikte mit dem Komponisten gesteht und von der für ihn selbst „nothwendigen beinahe ‚sanitarisch‘ zu nennenden Enthaltung von häufigerem persönlichen Zusammenleben“ mit ihm spricht (KSB 4, Nr. 298, S. 131). Die sich bereits anbahnende Krise der Freundschaft versuchte N. zunächst aber noch durch kompensatorische Anbiederung und mit Briefanreden wie „Verehrtester Meister“ (KSB 4, Nr. 304, S. 144, Nr. 305, 146) oder „Geliebter Meister“ (KSB 4, Nr. 309, S. 153) zu überwinden. – Die achtjährige freundschaftliche Verbindung N.s mit Richard Wagner, die vom Kennenlernen am 8. November 1868 bis zum letzten Treffen im Spätherbst 1876 reichte, hatte mit einem Wagner-Kult begonnen (vgl. KSB 3, Nr. 8, S. 17), der sich bis zur Apotheose steigerte (vgl. KSB 3, Nr. 22, S. 42). N. sah in Wagner nicht nur ein paradigmatisches „Genie“ im Sinne Schopenhauers (vgl. KSB 2, Nr. 604, S. 352), vielmehr erschien er ihm auch als „unzeitgemäß im schönsten Sinne“ (KSB 3, Nr. 22, S. 42) und als einer „der idealsten Menschen“ überhaupt (KSB 3, Nr. 16, S. 31; analog: KSB 3, Nr. 20, S. 37 und KSB 3, Nr. 81, S. 125). Hatte N. Wagner am 25. August 1869 brieflich noch als „den größten Genius und größten Menschen dieser Zeit“ bewundert (KSB 3, Nr. 24, S. 46), so wich sein anfänglicher Enthusiasmus (vgl. KSB 3, Nr. 6, S. 13) schon in der Entstehungszeit von UB I DS unaufhaltsam einer Skepsis, die im Spätwerk dann in scharfe Polemik gegen Wagners Tendenz zum „Demagogische[n]“ und Tyrannischen (NL 1885, 41 [2], KSA 11, 675) sowie gegen seinen Hang zu einer schauspielerhaften Selbstinszenierung mündete. In *Der Fall Wagner* wird N. dann

1888 behaupten: „Der Schauspieler Wagner ist ein Tyrann“ (KSA 6, 29, 27–28) und ihm anstelle idealischer Authentizität bloße „Theater-Rhetorik“ attestieren (KSA 6, 30, 18). Trotz seiner radikalen Attacken auf Wagner resümiert N. die singuläre Bedeutung, die dieser einst für ihn hatte, noch ein Jahrzehnt nach dem Ende der Freundschaft in einem nachgelassenen Notat folgendermaßen: „Ich habe Richard Wagner mehr geliebt und verehrt als irgend sonst Jemand“; zugleich bezeichnet er ihn als den „Tiefsten und Kühnsten“, der seine „Erkenntniß mehr als irgend eine andere Begegnung“ gefördert habe (NL 1885–1886, 2 [34], KSA 12, 80–81). Zu N.s ambivalentem Verhältnis zu Richard Wagner vgl. Kapitel IV. 3 im Überblickskommentar zu UB IV WB (mit zahlreichen Belegen aus Werken, Nachlass-Notaten und Briefen).

Für die Konzeption von UB I DS ist die unbewältigte emotionale Spannung in N.s problematisch werdender Beziehung zu Wagner insofern relevant, als seine Disposition zur Attacke auf Strauß dadurch nachhaltig gesteigert wurde. In diesem Sinne bekannte N. am 5. Mai 1873 in einem symptomatischen Brief an Erwin Rohde, er sei „von Bayreuth in einer solchen anhaltenden Melancholie“ zurückgekehrt, dass er sich „endlich nirgends anderswohin retten konnte als in die heilige Wuth“ (KSB 4, Nr. 307, S. 150). – Zu den bereits genannten Motiven, durch die sich N. dazu veranlasst sah, gegen Strauß’ ANG zu polemisieren, kam also zusätzlich noch ein psychohygienisches Motiv. Indem N. seinen antagonistischen Affekt direkt gegen Strauß richtete, identifizierte er sich zugleich allerdings auch mit Wagners Intention, die deutsche Kultur zu erneuern.

In der gleichen Zeitphase wie N.s UB I *David Strauss der Bekenner und der Schriftsteller* entstand Franz Overbecks Werk *Ueber die Christlichkeit unserer heutigen Theologie. Streit- und Friedensschrift* (Leipzig 1873). Franz Overbeck war seit 1870 als Professor für Neues Testament und Alte Kirchengeschichte an der Universität Basel tätig, wohnte im gleichen Haus wie N. und hatte sich mit ihm angefreundet. Schon seit längerer Zeit arbeitete Overbeck damals an seinem theologiekritischen Buch, das sich auch mit ANG auseinandersetzte. Als N. UB I DS verfasste, lag ihm Overbecks Schrift bereits in Manuskriptform vor (vgl. Pestalozzi 1988, 101). Im Unterschied zu N.s UB I DS verfolgte Overbeck in seinem Werk allerdings durchaus theologische Perspektiven, wenngleich auf eine hinsichtlich der Tradition subversive Weise. Der Austausch zwischen N. und Overbeck erreichte im Zeitraum um 1873, dem Publikationsjahr ihrer Schriften, besondere Intensität. Am 5. April 1873 schildert N. die Konstellation in einem Brief an Carl von Gersdorff folgendermaßen: „Unter mir, ich meine im ersten Stock des Hauses arbeitet Prof. Overbeck, unser werthgeschätzter Freund und Gesinnungsgenosse an einer Brandschrift ‚die Christlichkeit unserer jetzigen Theologie.‘ Unser Haus wird einmal berüchtigt werden“ (KSB 4,

Nr. 301, S. 140). Am selben Tag schreibt N. an Malwida von Meysenbug: „Prof. Overbeck, der freieste Theolog, der jetzt nach meinem Wissen lebt und jedenfalls einer der größten Kenner der Kirchengeschichte, arbeitet jetzt an dieser Charakteristik und wird, nach allem, was ich weiß und worin wir einmüthig sind, einige erschreckende Wahrheiten bekannt machen. Allmählich dürfte Basel ein Bedenken erregender Ort werden" (KSB 4, Nr. 302, S. 143). Analog äußert sich N. am 18. April 1873 auch gegenüber Richard Wagner: Nachdem er den „offensiven Character" von Overbecks „unwiderlegbar[er]" Schrift betont hat, erklärt er: „Basel wird allmählich recht anstössig" (KSA 4, Nr. 304, S. 145). Und an Overbeck selbst richtet N. am 31. Dezember 1873 den aussagekräftigen Appell: „Nicht wahr, wir wollen uns gut und treu bleiben, Wunsch-, Waffen- und Wandnachbarn, seltsame Käuze meinetwegen im Baseler ‚Uhlenhorst', aber recht friedfertige brave Uhlen. Nämlich für uns: nach aussen hin greuliches Mord- und Raubgethier, brüllende Tiger und ähnlicher Wüstenkönige Genossen" (KSB 4, Nr. 337, S. 186). Das Bedürfnis des jungen N., durch Angriffe auf bestehende Traditionen und konventionelle Ansichten öffentliche Aufmerksamkeit zu provozieren, kommt in den zitierten Briefen ebenso deutlich zum Ausdruck wie sein intellektuelles Vergnügen an provokativer Selbstinszenierung.

Als Signum der besonderen geistigen Affinität zwischen N. und Overbeck, die zudem beide Schopenhauer verehrten, kann die sogenannte ‚Zwillingsschrift' von 1873 gelten: N. und Overbeck entschlossen sich dazu, ihre unter wechselseitiger Beeinflussung und intensiver Anteilnahme am gedanklichen Entstehungsprozess der jeweils anderen Schrift entstandenen und dann sogar im selben Jahr erschienenen Publikationen UB I DS und *Ueber die Christlichkeit unserer heutigen Theologie* auch zu einem gemeinsamen Band zusammenzubinden, der auf diese Weise zu einem singulären Dokument ihrer Verbundenheit wurde (vgl. Katrin Meyer 1998, 82–90).

Der gedankliche Horizont beider Autoren und die Grundtendenzen der gemeinsamen Debatten unter den Freunden waren in der Entstehungsphase durch eine entschiedene Zukunftsorientierung bestimmt. So teilt N. Erwin Rohde am 5. Mai 1873 in einem Brief mit: „Overbeck ist mit seiner Schrift (wir nennen sie ‚Zukunftstheologie') fertig, auch der Verleger ist gefunden – und wer? Fritzschius!" (KSB 4, Nr. 307, S. 149). Der Begriff ‚Zukunftstheologie' ist insofern als programmatisches Signal zu verstehen, als die Idee der ‚Zukunft' für N. und sein soziales Umfeld damals zentrale Bedeutung hatte. Wenn N. der Thematik der „Zukunft" später im Schlusskapitel 11 von UB IV WB eine leitmotivische Funktion zuweist, dann schließt er damit auch an Zukunftsvisionen in Wagners programmatischen Schriften *Das Kunstwerk der Zukunft* (GSD III, 42–177) und *„Zukunftsmusik"* an (vgl. NK 481, 12). Seinen Freundes-

kreis, den er verschiedentlich mit Wagner in Kontakt zu bringen versuchte, bezeichnete N. am 26. Dezember 1873 als „Gesellschaft der Hoffenden“ (KSB 4, Nr. 335, S. 185). Diese Bezeichnung exponiert N. später wörtlich auch in UB II HL, indem er dort ausdrücklich an „jene Gesellschaft der Hoffenden“ appelliert (KSA 1, 332, 16). Vgl. auch NL 1873, 29 [196], KSA 7, 709. Zum Motiv der Hoffnung bei N. vgl. auch NK 295, 4–7 und NK 332, 5–33 sowie das Kapitel II.3 im Überblickskommentar zu UB II HL. Insgesamt verbindet N. mit den kritischen Gegenwartsdiagnosen seiner *Unzeitgemässen Betrachtungen* eine programmatische Zukunftsorientierung.

Wie David Friedrich Strauß in seiner Schrift *Der alte und der neue Glaube* geht auch Franz Overbeck in seinem Werk *Ueber die Christlichkeit unserer heutigen Theologie* prinzipiell vom Ende des Christentums aus, das Overbeck (ähnlich wie Schopenhauer – vgl. NK 193, 2–8) wesentlich durch das asketische Ideal, mithin durch Weltverneinung charakterisiert und insofern in einer Affinität zur Philosophie Schopenhauers sieht. (Zu diesen Analogien vgl. die ausführlichen Schopenhauer-Belege in NK 193, 2–8.) Nach Overbecks Überzeugung hat die Theologie diesen ursprünglichen Charakter des Christentums beeinträchtigt und es dadurch seinem eigentlichen Wesen entfremdet. Manche der Einschätzungen Overbecks finden sich zuvor bereits bei Schopenhauer, der in seinen *Parerga und Paralipomena II* konstatiert: „Im Ganzen also geht, von den Wissenschaften fortwährend unterminirt, das Christenthum seinem Ende allmälig entgegen“ (PP II, Kap. 15, § 181, Hü 418). Einige grundsätzliche Übereinstimmungen zwischen David Friedrich Strauß und Franz Overbeck im Hinblick auf bestimmte Basisannahmen sind dadurch zu erklären, dass den beiden Autoren die intellektuelle Provenienz gemeinsam war: Beide standen unter dem Einfluss der historisch-kritisch ausgerichteten Tübinger Theologie (vgl. Pestalozzi 1988, 97).

Trotz der im Grundansatz analogen Prämissen übte Overbeck allerdings entschieden Kritik an Strauß, weil er dessen Konzept eines ‚neuen Glaubens‘ als einen Anachronismus ohne Zukunftspotential betrachtete und auch im Hinblick auf die Kirchengeschichte anders argumentierte als Strauß. Zu den theologischen Debatten im zeitgenössischen Protestantismus und den für sie jeweils relevanten Prämissen und spezifischen Differenzen vgl. Pestalozzi 1988, 96–101. – Eine grundlegende Differenz zwischen Strauß und Overbeck betraf darüber hinaus ihre Einstellung zu Schopenhauer: Während Overbeck Schopenhauer verehrte, äußerte sich Strauß in ANG negativ über ihn und provozierte dadurch sowohl Wagner als auch N. zum Widerspruch. Und wie Overbeck im Strauß-Kapitel seiner Schrift *Ueber die Christlichkeit unserer heutigen Theologie* wendet sich auch N. in UB I DS gegen den programmatischen Optimismus in Strauß‘ ANG und gegen die damit verbundene Abwehr von Schopenhauers

Pessimismus und Ethik der Resignation. Allerdings unterscheiden sich die Konzepte von N. und Overbeck – ihrer jeweiligen Profession entsprechend – in bestimmten Urteilsprämissen: Während N. im fünften seiner Vorträge *Ueber die Zukunft unserer Bildungsanstalten* im „griechischen und römischen Alterthum" den „leibhaften kategorischen Imperativ aller Kultur" erblickt (KSA 1, 741, 23–24), übernimmt für Overbeck der „Christenname" diese Funktion als „eine Art kategorischer Imperativ" (zitiert nach Pestalozzi 1988, 105).

Im Vorfeld der Drucklegung von Overbecks Schrift *Ueber die Christlichkeit unserer heutigen Theologie* intervenierte N. mit einem Brief an Wagner zugunsten seines theologischen Freundes. Denn dessen bisheriger Verleger Hirzel in Leipzig hatte auch Strauß unter Vertrag genommen und im Jahre 1872 sein Buch *Der alte und der neue Glaube. Ein Bekenntniß* veröffentlicht. Daher lehnte Hirzel die Publikation von Overbecks Abhandlung *Ueber die Christlichkeit unserer heutigen Theologie. Streit- und Friedensschrift* ab, und zwar wegen der darin enthaltenen Polemik gegen Strauß. Infolgedessen hatte Overbeck im April 1873 keinen Verleger für sein neues Buch. In dieser Situation empfahl N. ihm, sich an Richard Wagners Verleger Ernst Wilhelm Fritzsch zu wenden, der schon N.s *Geburt der Tragödie* veröffentlicht hatte. Da Fritzschs Verlag eigentlich auf Musikalien spezialisiert war, vermutete N., dass der Verleger möglicherweise bei Richard Wagner Erkundigungen über Overbeck und seine Schrift *Ueber die Christlichkeit unserer heutigen Theologie* einziehen würde. Aus diesem Grund wendete sich N. am 26. April 1873 mit der Bitte an Wagner, seinen Freund Overbeck dem Verleger Fritzsch gegenüber positiv zu erwähnen und ihm die Publikation von Overbecks Schrift zu empfehlen (KSB 4, Nr. 305, S. 146–147). Vermutlich am 11. Mai 1873 teilt N. in einem Brief an seine Mutter und Schwester mit: „Prof Overbeck's neueste Schrift erscheint auch bei Fritzsch" (KSB 4, Nr. 308, S. 152). Für die erfolgreiche Fürsprache Wagners bei Fritzsch bedankt sich N. in seinem Brief zu Wagners 60. Geburtstag: „Daß Overbeck jetzt mit der Fritzschischen Signatur auftritt, ist himmlisch, und ich danke Ihnen von Herzen, dies möglich gemacht zu haben" (KSB 4, Nr. 309, S. 154).

N., der mit Overbeck und Wagner die massiven Vorbehalte gegen Strauß teilte, setzte sich zugleich auch aus persönlichen Gründen mit Strauß auseinander. Bereits während seiner Bonner Studienzeit hatte er sich allmählich von der Theologie distanziert und am 2. Februar 1865 dann die endgültige Entscheidung getroffen, die zunächst gewählte Kombination der Studienfächer Theologie und klassische Philologie durch die ausschließliche Konzentration auf die letztere zu ersetzen (vgl. KSB 2, Nr. 460, S. 40). Und schon in den Semesterferien 1865 hatte N. David Friedrich Strauß' Werk *Das Leben Jesu für das deutsche Volk bearbeitet* (Leipzig 1864), die modifizierte Textversion seines fast drei Jahrzehnte zuvor erschienenen Buches *Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet*

(1835/36), nach Naumburg mitgenommen (vgl. Deussen 1901, 20) und es dort „tief beeindruckt“ gelesen (Hödl 2000, 200). N. hatte das Buch damals auch seiner Schwester Elisabeth zur Lektüre aufgedrängt und infolge der dadurch bedingten gemeinsamen Glaubenszweifel heftige Diskussionen mit seiner Mutter provoziert (vgl. dazu Janz 1978, Bd. 1, 559; Janz 1997, 175). Am 11. Juni 1865 reflektierte N. selbst die Glaubensproblematik eingehend in einem Brief an seine Schwester, um abschließend zu konstatieren: „Jeder wahre Glaube ist auch untrüglich, er leistet das, was die betreffende gläubige Person darin zu finden hofft, er bietet aber nicht den geringsten Anhalt zur Begründung einer objektiven Wahrheit“ (KSB 2, Nr. 469, S. 61). – In N.s Bibliothek befand sich das Buch *Das Leben Jesu für das deutsche Volk bearbeitet* (1864), das er (gemäß NPB 579) allerdings 1875 wieder verkaufte.

Sicherlich wurde N. durch die Lektüre von David Friedrich Strauß in seiner eigenen Skepsis gegenüber dem christlichen Glauben bestärkt, die bereits kurz nach seiner Konfirmation eingesetzt hatte. Entsprechenden Einfluss hatte die Strauß-Rezeption dann für N.s intellektuelle Neuorientierung durch seine Entscheidung gegen das Theologie-Studium, dessen Wahl durch Rücksichtnahme auf familiäre Erwartungen wohl wesentlich mitbedingt war (Hödl 2000, 201). An N.s frühen Aufzeichnungen zu Strauß (KGW I 4, 52–55) ist allerdings auch noch die Wirkung seiner eigenen akademischen Lehrer in der Theologie der Universität Bonn zu erkennen, die aufgrund ihrer pietistischen und supranaturalistischen Tendenzen Strauß’ *Leben Jesu* kritisierten. Im Gegensatz zu Grundtendenzen der rationalistischen Theologie vertrat Strauß die Auffassung, es sei nicht möglich, ein Leben Jesu geschichtlich darzustellen, da anstelle historischer Quellen lediglich mythische Erzählungen vorhanden seien (vgl. Hödl 2000, 200).

Vor diesem Hintergrund wurde bereits mehrfach die These formuliert, die Strauß-Lektüre habe – über bloße Theologie-Kritik hinaus – eine weitaus größere Bedeutung für die intellektuelle Entwicklung N.s gehabt, weil sie ihm fundamentale erkenntnistheoretische und methodologische Einsichten vermittelt habe. Denn durch Strauß’ Positionen sei N. zu seiner grundlegenden Skepsis gegenüber einer vermeintlich autonomen Objektivität der Wissenschaft gelangt, weil ihm dadurch auf exemplarische Weise die Bedeutung erkenntnisleitender Interessen bewusst geworden sei (vgl. Figl 1984, 73–93; Hödl 2000, 199–201). Zudem habe N. durch die historisch-kritische Methode der Philologie und den Mythos-Begriff Möglichkeiten gefunden, seine eigene Abkehr vom Christentum genauer zu begründen, und sei dadurch auch für die Problematik sensibilisiert worden, dass Prämissen der Theologie mitunter die Funktion übernähmen, die Geschichte mit apologetischer Zielsetzung zur Fundierung dogmatischer Konzepte zu nutzen: „Nietzsche lernt also in den Theologievorle-

sungen die apologetisch-tendenzielle Verwendung historischer, rein wissenschaftlich gewonnener Erkenntnisse kennen“ (Figl 1984, 85).

Während Strauß’ Werk *Das Leben Jesu für das deutsche Volk bearbeitet* (1864) für die geistige Entwicklung N.s während seiner Studienzeit eine wesentliche Rolle spielte, fühlte sich der Basler Philologie-Professor N. Jahre später bei der Lektüre von Strauß’ Altersschrift *Der alte und der neue Glaube. Ein Bekenntniß* (1872) durch den nonchalanten Gestus provoziert, in dem Strauß das Christentum durch eine kulturphiliströse, fortschrittsoptimistische Universalreligion zu ersetzen gedachte. Darüber hinaus könnte N.s radikale Attacke auf Strauß in UB I DS zumindest teilweise auch als Versuch interpretiert werden, zu einem Autor auf Distanz zu gehen, der ihm selbst vielleicht in mancherlei Hinsicht allzu nahe schien. – Im Rückblick auf die unterschiedlichen Schaffensphasen von David Friedrich Strauß äußert N. Sympathie für den früheren Strauß als „wackeren, strengen und straffgeschürzten Gelehrten“, der mit ernsthaftem Engagement „der Wahrheit dient“, sich jedoch fundamental von dem Autor unterscheide, der „jetzt in der öffentlichen Meinung als David Strauß berühmt ist“; aus der Überzeugung, den früheren mit dem späteren Strauß nicht identifizieren zu können, erklärt N.: er „ist ein anderer geworden“ (zitiert nach Janz 1978, Bd. 1, 559–560).

Zweifellos ist der hohe Bekanntheitsgrad, den David Friedrich Strauß längst durch seine revolutionären theologischen Positionen erlangt hatte, als ein zentrales Motiv für N.s Pamphlet anzusehen. Auch indem N. den Autor der Schrift *Der alte und der neue Glaube* als „Bildungsphilister“ etikettierte (165–168, 171–173), versuchte er eine skandalträchtige Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. – N.s Affronts in UB I DS beschränken sich übrigens nicht auf David Friedrich Strauß, das Hauptziel seiner Attacken. Darüber hinaus wählte N. in dieser Schrift auch die Hegelianer generell und den bekannten „Aesthetiker aus der Hegel’schen Vernünftigkeits-Schule“ (171, 30–31), den mit Strauß befreundeten Friedrich Theodor Vischer speziell (171, 30 – 173, 26), als Zielscheibe für polemische Bemerkungen. Auch gegen Wilhelm Heinrich Riehl (175, 34), Georg Gottfried Gervinus (181, 11–12, 17, 33–34), Berthold Auerbach (222, 22–25) und Eduard Devrient (222, 25–27) richtete sich N.s Kritik in UB I DS.

Übrigens praktiziert N. später in UB II HL eine ähnliche Strategie: Hier greift er im 9. Kapitel das Erfolgsbuch von Eduard von Hartmann an: sein 1869 erschienenes Werk *Philosophie des Unbewußten. Versuch einer Weltanschauung*. Für N. als Schopenhauer-Anhänger bot sich im Zusammenhang mit Eduard von Hartmanns *Philosophie des Unbewußten* die zeitgenössische Pessimismus-Debatte als größerer Resonanzraum für seine Polemik an (vgl. dazu das Kapitel II.2 des Überblickskommentars zu UB II HL). Wie bereits im Falle von David Friedrich Strauß’ ANG in UB I DS ergibt sich später bei der Konzep-

tion von UB II HL durch Eduard von Hartmanns *Philosophie des Unbewußten* für N. erneut eine willkommene Gelegenheit, das probate Medium der Attacke auf eine bekannte Persönlichkeit zu nutzen, um öffentlich auf sich selbst aufmerksam zu machen: eine Strategie, die schon unter den zeitgenössischen Kritikern von UB I DS für große Irritation und Verärgerung gesorgt hatte (vgl. dazu in Kapitel I.5 die symptomatischen kritischen Stellungnahmen zu UB I DS in der Rezeptionsgeschichte).

I.2 Vorstufen zu *David Strauss der Bekenner und der Schriftsteller*

Ein 250 Seiten umfassendes Quartheft [27 = U II 1] enthält nachgelassene Aufzeichnungen N.s zu UB I DS und zu UB II HL, die in KSA 7 auf einen vom Frühjahr bis zum Herbst 1873 reichenden Zeitraum datiert werden. Die Notate, die N. zur Vorbereitung von UB I DS angefertigt hat, sind publiziert in KSA 7, 587–611 (vgl. Angaben dazu in KSA 14, 27 und KSA 14, 548–549). In einem auf Frühjahr 1873 datierten Quartheft [26 = U I 5b] geht N. in einzelnen Notaten ebenfalls schon auf UB I DS ein: So reflektiert er hier bereits problematische Konsequenzen des Irrtums, mit dem militärischen Sieg Deutschlands im deutsch-französischen Krieg von 1870/71 sei auch ein Triumph der deutschen Kultur über die französische verbunden (NL 1873, 26 [16], KSA 7, 581–584). Vgl. dazu in UB I DS das 1. Kapitel (159–164). Ausdrücklich erklärt N. schon in seinen nachgelassenen Vorarbeiten, er selbst halte einen „Kampf“ gegen diese „Illusion des Kultursieges“ für notwendig (NL 1873, 26 [19], KSA 7, 584).

Im späteren Quartheft [27 = U II 1], das ausführliche Entwürfe zu UB I DS bietet (KSA 7, 587–611), notiert N. an mehreren Stellen provisorische Gliederungen zum geplanten Gedankengang von UB I DS (vgl. dazu NL 1873, 27 [20], KSA 7, 592 und NL 1873, 27 [47], KSA 7, 600 sowie NL 1873, 27 [49], KSA 7, 601 und NL 1873, 27 [53], KSA 7, 602, außerdem NL 1873, 27 [61], KSA 7, 605) und entwirft auch bereits das Titelblatt (NL 1873, 27 [75], KSA 7, 609). – In der Schlusspassage dieses Quartheftes konzipierte N. ein „Vorwort“ zu UB I DS, in dem er erläuterte, dass er sich vom „skandalösen Erfolge“ von Strauß’ ANG zur Polemik provoziert sah, weil er selbst diese Schrift für „ein so unbedeutendes Buch“ hielt (NL 1873, 27 [78], KSA 7, 610). In der publizierten Fassung von N.s Pamphlet gegen Strauß fehlt dann allerdings dieses ursprünglich geplante Vorwort, in dem N. explizit eines seiner Motive zur kritischen Auseinandersetzung mit ANG nennt: Allein der an „sechs starke[n] Auflagen“ innerhalb nur eines Jahres ablesbare „Erfolg des Straussischen Bekenntnissbuches, nicht das Buch selbst, trieb mich zu den nachfolgenden Betrachtungen“ (ebd.). – In den

letzten drei Notaten dieses Quartheftes reflektiert N. dann in ersten Ansätzen bereits über UB II HL (vgl. NL 1873, 27 [79–81], KSA 7, 610–611).

Einige der nachgelassenen Notate aus der Entstehungszeit von UB I DS zielen manchmal stärker als die dann publizierte Schrift auch auf prinzipielle philosophische Probleme, die N. bei Strauß glaubt diagnostizieren zu können. Unter diesem Aspekt erweisen sich die Anfangspartien der genannten Nachlass-Notizen als besonders aufschlussreich. – Wie dezidiert N. schon in seinen Entwürfen über David Friedrich Strauß urteilt, erhellt exemplarisch aus folgenden Aussagen: „Der Stil des Strauß beweist, daß er während eines langen Lebens viel schlechte Bücher gelesen – ich meine vor allem die Schriften seiner Gegner“ (NL 1873, 27 [1], KSA 7, 587). Von den Konzepten zum Heiligen und zum Genie angeregt, die Schopenhauer im Rahmen von Ethik und Ästhetik in seinem Hauptwerk *Die Welt als Wille und Vorstellung* entfaltet, notiert N. über Strauß: „Er hat am Christenthum das Beste vergessen, die großen Einsiedler und Heiligen, kurz das Genie und urtheilt wie der Dorfpastor über die Kunst [...]“ (NL 1873, 27 [1], KSA 7, 587).

Nicht nur gegen David Friedrich Strauß’ ANG polemisiert N. in diesen nachgelassenen Notaten, sondern auch gegen sein frühes, für die zeitgenössische Theologie geradezu bahnbrechendes Buch *Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet*, wenn er erklärt: „Es war frech von Strauß, das Leben Jesu dem deutschen Volke zu bieten als ein Gegenstück zu dem viel größeren Renan: und gar Voltaire hätte er nicht berühren dürfen“ (NL 1873, 27 [1], KSA 7, 587). N. beanstandet auch eine durch historische Verengung reduzierte Reichweite von Strauß’ Werk *Das Leben Jesu*, wenn er erklärt: „Es ist ein lapsus von Strauß, ein Leben Jesu zu geben. Er mußte sich auf die historische Arbeit beschränken. – Dagegen durfte er jetzt das eigentl<ich> wahrhafte Christenthum, das Mönchsthum, nicht vergessen“ (NL 1873, 27 [3], KSA 7, 588–589).

Von Prämissen der Kantischen Transzendentalphilosophie beeinflusst zeigt sich N., wenn er Strauß’ Strategie kritisiert, „das Christenthum zu zerstören, in dem er Mythen nachweisen wollte. Aber das Wesen der Religion besteht gerade darin, mythenbildende Kraft und Freiheit zu besitzen. Widersprüche mit der Vernunft und der heutigen Wissenschaft sind sein Trumpf. Er ahnt nichts von der fundamentalen Antinomie des Idealismus und von dem höchst relativen Sinn aller Wissenschaft und Vernunft. Oder: gerade die Vernunft sollte ihm sagen, wie wenig durch die Vernunft über das Ansich der Dinge auszumachen ist“ (NL 1873, 27 [1], KSA 7, 587). Ein Teil dieser Partie findet sich dann auch in UB I DS (191, 4–8). Besonders radikal fällt N.s Verdikt zeitgleich in einem anderen Notat aus: „Was Strauß gegen die Antinomie der Unendlichkeit sagt, ist furchtbar dumm. Er hat gar nicht begriffen, worum es sich handelt“ (NL 1873, 27 [41], KSA 7, 599). Eine beschränkte intellektuelle Kapazität attes-

tiert N. Strauß auch einige Seiten zuvor: „Er gehört zu denen, die in einem gewissen Alter unfähig sind, Kant zu verstehen“ (NL 1873, 27 [18], KSA 7, 591). Und dann stellt N. sogar die polemische Spekulation an: „Schopenhauer würde von Strauß sagen: ein Autor der nicht durchblättert, geschweige studirt zu werden lohnt: außer für den, der den Grad des jetzigen Stumpfsinns ermessen will“ (NL 1873, 27 [50], KSA 7, 601). In einem anderen Nachlass-Notat erklärt N. mit sarkastischer Konzilianz: „Es ist tröstlich, wenn einer alt wird und sein litterarisches Testament macht; man darf anfangen ihn zu vergessen und nicht mehr zu lesen – und das ist ein positiver Gewinn“ (NL 1873, 27 [8], KSA 7, 589).

Radikal kritisiert N. in seinen nachgelassenen Entwürfen eine inadäquate Kritik am Christentum, die er bei David Friedrich Strauß auf Einseitigkeit und auf die Vernachlässigung wesentlicher kulturgeschichtlicher Aspekte zurückführt: „Er sieht nirgends, wo die Probleme liegen. Er nimmt das Christenthum, die Kunst immer in der niedrigsten demokratischen Verkümmerung und widerlegt dann. Er glaubt an die moderne Kultur – aber die antike war eine viel größere und doch ist das Christenthum darüber Herr geworden. Er ist kein Philosoph. Er ist ohne Stilgefühl. Er ist kein Künstler. Er ist ein Magister. Er zeigt den magisterhaften Typus der Bildung unsrer Bourgeoisie“ (NL 1873, 27 [2], KSA 7, 588). Und N. fährt fort: „Das Bekenntniß ist eine Überschreitung seiner Grenze: der Gelehrte ist zu Grunde gegangen, dadurch daß er Philosoph scheinen wollte. Und doch ist nur ein magisterhaftes Wesen von Weltanschauung, unfrei, ärmlich, bornirt, entstanden“ (ebd.). Als philiströsen „Magister“ verspottet N. David Friedrich Strauß dann auch wiederholt in der gedruckten Fassung von UB I DS (vgl. z. B. 176, 5, 8; 180, 3; 181, 14; 185, 4, 23, 26; 186, 4, 6). In einem der Nachlass-Notate formuliert N. das Pauschal-Verdikt: „Er ist ein schlechter Stilist und ein unbedeutender Autor, dazu nicht auf seinem Felde. Übrigens ein Greis“ (NL 1873, 27 [2], KSA 7, 588). „Die Dummheit der Theologen hat ihn berühmt gemacht“ (NL 1873, 27 [14], KSA 7, 590). Seine polemische Bemerkung „Bei Strauß ist kein Zusammenhang, es sind Lappen“ begründet N. so: „Sein Darwinismus und seine Ethik klaffen, der Erstere hätte eine Ethik des bellum omnium und der höheren Utilität und Macht erzeugen sollen. Der Artbegriff als Moralregulativ ist ganz unzureichend [...]“ (NL 1873, 27 [2], KSA 7, 588).

In KGW III 5/1 (S. 349–356) sind Exzerpte abgedruckt, die N. für die Arbeit an ANG anfertigte. Dabei handelt es sich um die „Sammlung von Stilproben der abscheulichsten Art“, die er Wagner bereits am 18. April 1874 brieflich angekündigt hat (KSB 4, Nr. 304, S. 145). Einen Großteil davon integriert N. in das 12. und letzte Kapitel von UB I DS, das er mit dem Satz einleitet: „Zum Schluss wollen wir doch unserem klassischen Prosaschreiber die versprochene Sammlung von Stilproben vorlegen“ (227, 30–31). Insgesamt umfassen die Zitate, die

N. aus seinen Notizen in den fertigen Text von UB I DS übernimmt, ungefähr zwei Drittel der Exzerpte. Während die Strauß-Zitate in Kapitel 12 von UB I DS gesperrt gedruckt sind, hebt N. in den Exzerpten nur die Wörter hervor, die für seine Stilkritik Relevanz haben. Durch den Titel „Exzerpte aus ANG“ weist der Stellenkommentar zu den jeweiligen Zitaten auf das zugehörige Exzerpt (vgl. KGW III 5/1) hin, ohne dieses erneut abzudrucken. In den Fällen allerdings, in denen die Notizen N.s aus den Exzerpten besonders aufschlussreich erscheinen, werden sie auch im Kommentar zitiert.

I.3 Quellen und Einzugsgebiete

Als relevante Quellen N.s für die Konzeption von UB I DS sind mehrere Autoren zu nennen: Goethe, Lichtenberg, Wagner und vor allem Schopenhauer. – Goethes Werke und Gespräche fungieren für N. nicht nur als Fundgrube für markante Zitate, vielmehr wird der Autor Goethe zugleich auch als literarisches Genie zur Legitimationsinstanz. Dabei bezieht sich N. vor allem auf Johann Peter Eckermanns *Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens* sowie auf Goethes *Maximen und Reflexionen* und sein *Faust*-Drama. Um die Vereinnahmung Goethes durch Strauß in ANG zu konterkarieren, setzt N. aus strategischen Gründen ebenfalls Goethe-Zitate ein. Mehrfach rekurriert N. in UB I DS auch auf Georg Christoph Lichtenbergs *Sudelbücher*, um den aufklärerischen Freigeist im Sinne des Ideals der Unzeitgemäßheit für seine eigene Selbstpräsentation zu funktionalisieren. Einige Exzerpte zu Lichtenberg finden sich in N.s nachgelassenen Notaten aus der Entstehungszeit von UB I DS (vgl. NL 1873, 27 [12], KSA 7, 590 sowie NL 1873, 27 [21], KSA 7, 592–593 und NL 1873, 27 [25], KSA 7, 594).

Darüber hinaus ist für N.s UB I DS auch Richard Wagners Polemik *Herr Eduard Devrient und sein Styl* von Bedeutung. Mit dieser Schrift orientiert sich Wagner – ähnlich wie N. mit UB I DS und anderen Frühschriften – an Schopenhauer. Analog zur Vehemenz von Schopenhauers Sprachkritik (etwa in Kapitel 23 „Ueber Schriftstellerei und Stil“ seiner *Parerga und Paralipomena II*) polemisiert auch Richard Wagner in *Herr Eduard Devrient und sein Styl* mit einer Fülle konkreter Beispiele für stilistische Defizite gegen Eduard Devrients *Erinnerungen an Felix Mendelssohn-Bartholdy*. N. bezieht sich in UB I DS sowohl auf Richard Wagners Polemik gegen Eduard Devrient als auch auf Franz Grillparzers Schrift *Zur Literargeschichte*, geht zugleich aber über beide Texte hinaus, indem er mit der bloßen Stilkritik auch eine umfassende Zeitdiagnose verknüpft.

Wie für die anderen frühen Schriften N.s bilden die Werke Schopenhauers auch für UB I DS eine zentrale Quelle, und zwar im Hinblick auf Begriffe, Zita-

te, Anspielungen, Werturteile und zeitkritische Perspektiven (vgl. z. B. NK 160, 1 und NK 165, 6). – Als Anhänger Schopenhauers erweist sich N. in UB I DS zumindest in fünffacher Hinsicht. *Erstens* bekennt er sich entschieden zur pessimistischen Willensmetaphysik seines ‚Erziehers' und zieht deshalb auch gegen den von Schopenhauer verdammten Optimismus sowie gegen David Friedrich Strauß als prototypischen Vertreter eines solchen Optimismus zu Felde (191–193). Thesen aus Schopenhauers *Welt als Wille und Vorstellung* rekapituliert N., indem er den „Optimismus" mit einem impliziten Schopenhauer-Zitat „nicht blos als eine absurde, sondern auch als eine wahrhaft ruchlose Denkungsart" charakterisiert, als „Hohn über die namenlosen Leiden der Menschheit" (192, 21–23). – *Zweitens* polemisiert N. in UB I DS gegen Strauß als Hegelianer, der in kritischen Glossen Schopenhauer pejorativ als Romantiker bewertet hatte (vgl. Curt Paul Janz 1997, 179). Bekanntlich war Hegel mitsamt der an ihm orientierten „Hegelei" für Schopenhauer fortwährend ein fundamentales Ärgernis und jahrzehntelang Anlass für zahlreiche und heftige Attacken, die oft den Charakter von Invektiven haben, so beispielsweise in seiner Schrift *Ueber die Universitäts-Philosophie*. (Zu den Gründen für Schopenhauers Aversion gegen Hegel vgl. konkreter NK 351, 10–13 und NK 406, 28–30 im Kommentar zu UB III SE.)

Drittens adaptiert N. im 8. Kapitel von UB I DS Schopenhauers radikalen Angriff auf die akademische Philosophie, die er später in UB III SE in forcierter Manier fortsetzt. Sowohl in UB I DS als auch in UB III SE greift N. dafür auf wesentliche Kritikpunkte aus Schopenhauers Schrift *Ueber die Universitäts-Philosophie* zurück, die für UB III SE sogar die zentrale Quelle war. (Vgl. dazu die ausführliche vergleichende Darstellung in Kapitel III.4 im Überblickskommentar zu UB III SE.)

Viertens führt N. in UB I DS auch Schopenhauers Polemik gegen die „Verhunzung" der deutschen Sprache weiter. Wenn N. hier im 12. Kapitel sprachliche Defizite an Strauß' ANG exemplarisch nachzuweisen versucht, dann zelebriert er seine Stilkritik analog zu Schopenhauer. Als Quellen für UB I DS fungieren in dieser Hinsicht insbesondere zwei Texte Schopenhauers: das Kapitel 23 der *Parerga und Paralipomena II* mit dem Titel „Ueber Schriftstellerei und Stil" und seine nachgelassenen *Materialien zu einer Abhandlung über den argen Unfug, der in jetziger Zeit mit der deutschen Sprache getrieben wird*. Dieser Text aus Schopenhauers Notaten mit dem Titel *Senilia* wurde postum publiziert in Frauenstädts Edition *Aus Arthur Schopenhauer's handschriftlichem Nachlaß. Abhandlungen, Anmerkungen, Aphorismen und Fragmente* (1864, 53–102). Das Buch befand sich in N.s Bibliothek (NPB 543).

Bezeichnenderweise leitet N. das 12. Kapitel von UB I DS mit dem Satz ein: „Zum Schluss wollen wir doch unserem klassischen Prosaschreiber die ver-

sprochene Sammlung von Stilproben vorlegen; vielleicht würde sie Schopenhauer ganz allgemein betiteln: ‚Neue Belege für den Lumpen-Jargon der Jetztzeit'" (227, 30 – 228, 1). Schon durch diesen hypothetischen Titel begibt sich N. mit seiner auf Strauß' ANG zielenden Sprachkritik ausdrücklich in eine Schopenhauer-Nachfolge. Dabei rekurriert er sogar wörtlich auf Schopenhauers nachgelassene sprachkritische *Materialien zu einer Abhandlung über den argen Unfug, der in jetziger Zeit mit der deutschen Sprache getrieben wird*. Hier formuliert Schopenhauer die negative Zukunftsprognose: „Von den Schreibern dieses Zeitalters wird nichts auf die Nachwelt kommen, als bloß ihr Sprachverderb; – weil dieser sich forterbt, wie die Syphilis [...]. Wenn dies so seinen Fortgang hat, so wird man Ao. 1900 die deutschen Klassiker nicht mehr recht verstehen, indem man keine andere Sprache mehr kennen wird, als den Lumpen-Jargon nobler ‚Jetztzeit', – deren Grundcharakterzug Impotenz ist. Weil sie nichts Anderes können, wollen sie die Sprache verhunzen." (*Aus Arthur Schopenhauer's handschriftlichem Nachlaß. Abhandlungen, Anmerkungen, Aphorismen und Fragmente*, 1864, 58.)

Wie weitgehend sich N. im 12. Kapitel von UB I DS am sprachkritischen Duktus Schopenhauers orientiert, ist daran zu erkennen, dass er hier sowohl den polemischen Gestus als auch die Detailliertheit von Schopenhauers Stilkritik für seine Polemik gegen David Friedrich Strauß übernimmt. Ganz analog zu Schopenhauer wählt hier auch N. die Strategie, seine Sprachkritik durch eine Vielzahl von Beispielen zu veranschaulichen. Solche Exemplifikationen finden sich in Schopenhauers Text „Ueber Schriftstellerei und Stil", dem 23. Kapitel seiner *Parerga und Paralipomena II*. Hier bietet Schopenhauer in kritischer Auseinandersetzung mit pseudophilosophischen Depravationen des Stils und mit Sprachschnitzern, die er im zeitgenössischen Journalismus diagnostiziert, eine ausführliche Sprach- und Stilkritik, in der er auch eine Vielzahl von Beispielen präsentiert (PP II, Kap. 23, §§ 272–289, Hü 532–587). In den nachgelassenen *Materialien zu einer Abhandlung über den argen Unfug, der in jetziger Zeit mit der deutschen Sprache getrieben wird* exemplifiziert Schopenhauer seine polemischen Thesen ebenfalls durch eine Fülle von Belegen. Sowohl bei Schopenhauer als auch bei N. ist die Sprach- und Stilkritik in einem umfassenderen Horizont von kulturkritischen Reflexionen situiert. (Zu N.s Polemik gegen das Diktat der „öffentlichen Meinung" und zu seiner Kritik am Journalismus vgl. NK 159, 2 und NK 222, 4–13.)

Und *fünftens* schließlich ist darüber hinaus auch N.s programmatisches Ideal der ‚Unzeitgemäßheit', das in einem komplementären Verhältnis zu seiner kritischen Diagnose der Gegenwart steht, maßgeblich von Auffassungen Schopenhauers geprägt. Wie weitgehend das nicht nur für UB I DS, sondern für alle vier *Unzeitgemässen Betrachtungen* konstitutive Postulat der ‚Unzeitge-

mäßheit' (vgl. z. B. KSA 1, 346, 13; 361, 9–14) bereits bei Schopenhauer präfiguriert ist, zeigt exemplarisch eine Textpassage im 20. Kapitel „Ueber Urtheil, Kritik, Beifall und Ruhm" der *Parerga und Paralipomena II*. Hier entfaltet Schopenhauer eine kontrastiv angelegte Argumentation: Während die „Werke gewöhnlichen Schlages [...] mit dem Geiste der Zeit, d h. den gerade herrschenden Ansichten, genau verbunden und auf das Bedürfniß des Augenblicks berechnet" sind, trifft dies auf die „außerordentlichen Werke" nicht zu, „welche bestimmt sind, der ganzen Menschheit anzugehören und Jahrhunderte zu leben"; denn diese sind „bei ihrem Entstehn, zu weit im Vorsprung, eben deshalb aber der Bildungsepoche und dem Geiste ihrer eigenen Zeit fremd. Sie gehören diesen nicht an, sie greifen in ihren Zusammenhang nicht ein, gewinnen also den darin Begriffenen kein Interesse ab. Sie gehören eben einer andern, einer höhern Bildungsstufe und einer noch fern liegenden Zeit an" (PP II, Kap. 20, § 242, Hü 504), sind also in N.s Sinne unzeitgemäß.

Im näheren Kontext reflektiert Schopenhauer über die Voraussetzungen, die erfüllt sein müssen, „um etwas Großes zu leisten, etwas, das seine Generation und sein Jahrhundert überlebt"; seines Erachtens liegt „eine Hauptbedingung" darin, „daß man seine Zeitgenossen, nebst ihren Meinungen, Ansichten und daraus entspringendem Tadel und Lobe, für gar nichts achte", weil sie „vom rechten Wege abführen. Daher muß, wer auf die Nachwelt kommen will, sich dem Einflusse seiner Zeit entziehn, dafür aber freilich auch meistens dem Einfluß auf seine Zeit entsagen und bereit seyn, den Ruhm der Jahrhunderte mit dem Beifall der Zeitgenossen zu erkaufen" (PP II, Kap. 20, § 242, Hü 503). Umgekehrt gelte, dass „die Werke gewöhnlichen Schlages [...] mit dem Geiste der Zeit, d. h. den gerade herrschenden Ansichten, genau verbunden und auf das Bedürfniß des Augenblicks berechnet" sind und gerade deshalb rasch Anerkennung finden (PP II, Kap. 20, § 242, Hü 504). Aus diesen Einschätzungen leitet Schopenhauer die Folgerung ab: „Die ausgezeichneten Geister dringen selten bei Lebzeiten durch; weil sie im Grunde doch bloß von den ihnen schon verwandten ganz und recht eigentlich verstanden werden"; daher „wird die Reise zur Nachwelt durch eine entsetzlich öde Gegend zurückgelegt" (PP II, Kap. 20, § 242, Hü 505). Bei N. wie bei Schopenhauer hängt die mit dem Ideal der ‚Unzeitgemäßheit' verbundene Zukunftsorientierung wesentlich auch mit einem biographischen Faktor zusammen: mit dem Leiden an fehlender Resonanz der eigenen Werke in der Gegenwart. Vgl. auch NK 407, 29–31 und NK 364, 7–11.

I.4 Selbstaussagen Nietzsches und der Stellenwert der Schrift im Werkkontext

Am 29. April 1873 erwähnt N. seine Schrift *David Strauss der Bekenner und der Schriftsteller* in einem Brief an seine Mutter und Schwester: Ihnen teilt er mit, er nutze die letzte Ferienzeit für „eine polemische Abhandlung gegen David Strauss“ (KSB 4, Nr. 306, S. 148). Später nimmt N. retrospektiv vor allem in *Ecce homo* auf UB I DS Bezug. Auf die Publikation des Textes reagieren N. und seine Freunde mit Enthusiasmus, wie seine Schwester Elisabeth Förster-Nietzsche im Biographie-Band *Der junge Nietzsche* (1912) später unter Rekurs auf einen Brief Carl von Gersdorffs an Erwin Rohde berichtet: „Endlich am 8. August kam das erste fertige Exemplar nach Flims, was die Veranlassung zu einem von Gersdorff veranstalteten Fest gab. Er beschreibt es sehr reizend an Rohde am 9. August: ‚Um ½ 4 begaben wir uns an den grünen Cauma-See; es wurden die Buchstaben U. B. I. F. N. 8./8. 1873 in eine schräge Marmorfelsplatte gegraben; darauf schwammen wir auf einen Feldblock, der mitten im See aus der grünen Flut emporragt.‘ Hier wurden die Anfangsbuchstaben der Namen der Freunde eingraviert“ (Förster-Nietzsche 1912, Bd. 1, 340). Weitere Details zu diesem Flims-Aufenthalt nennt Janz (1978, Bd. 1, 541–544). – Elisabeth Förster-Nietzsche zitiert anschließend erneut Carl von Gersdorff: „‚Nach dem Bade segneten wir mit Wein den ersten Stein und seine Inschrift und lasen Leopardis Ricordanze und ad un vincitore nel pallone. Der Abend war himmlisch rein und klar. Ein unvergeßlicher Tag. So feierten wir die Antistruthiade [sic]. Nun mögen die Widersacher kommen. Hol’ sie alle der Teufel.‘ / Diese Widersacher zeigten sich auch in überraschender Fülle, es waren ihrer mehr als mein Bruder und seine Freunde erwartet hatten. Er erinnerte sich aber in späteren Jahren gern an diesen seinen ersten Waffengang; noch im Jahre 1888 schilderte er die gesamten Vorgänge auf das ausführlichste im Ecce homo, allerdings in viel schärferen Ausdrücken, als wie er 1873 gebrauchte. ‚Die vier Unzeitgemäßen sind durchaus kriegerisch […]‘“ (Förster-Nietzsche 1912, Bd. 1, 340).

Mit dieser Formulierung nimmt sie auf N.s Spätschrift *Ecce homo* Bezug, aus der sie ausführlich zitiert (ebd., 340–342). Dort beginnt N. seinen Rückblick auf „Die Unzeitgemässen“ mit der folgenden Textpassage: „Die vier Unzeitgemässen sind durchaus kriegerisch. Sie beweisen, dass ich kein ‚Hans der Träumer‘ war, dass es mir Vergnügen macht, den Degen zu ziehn, – vielleicht auch, dass ich das Handgelenk gefährlich frei habe. Der erste Angriff (1873) galt der deutschen Bildung, auf die ich damals schon mit schonungsloser Verachtung hinabblickte. Ohne Sinn, ohne Substanz, ohne Ziel: eine blosse ‚öffentliche Meinung‘. Kein bösartigeres Missverständniss als zu glauben, der grosse Waffen-Erfolg der Deutschen beweise irgend Etwas zu Gunsten dieser

Bildung – oder gar ihren Sieg über Frankreich …“ (KSA 6, 316, 3–12). Einerseits greift N. durch die Kampfmetaphorik in dieser Aussage auf die Zentralthematik im 1. Kapitel von UB I DS zurück, wo er mit Verve gegen die unter seinen Zeitgenossen verbreitete Illusion zu Felde zieht, der Sieg im deutsch-französischen Krieg von 1870/71 signalisiere über die militärische Überlegenheit hinaus auch eine kulturelle Dominanz Deutschlands. Andererseits verrät N. auch selbst eine „kriegerisch[e]“ Gesinnung (KSA 6, 316, 3), wenn er seine Attacke auf David Friedrich Strauß nur wenige Seiten später in *Ecce homo* als „Duell“ charakterisiert (KSA 6, 319, 5).

Im Sommer 1873 eignete N. seine Polemik gegen David Friedrich Strauß mit freundschaftlichen Widmungsgedichten zwei Personen zu, die ihm besonders nahestanden, darunter Carl von Gersdorff, dem „treueste[n] Freund“, dem der an Augenproblemen leidende N. den Text „diktirt“ hatte (KSB 4, Nr. 313, S. 157, Nr. 329, S. 180). Ihm gilt am 25. August 1873 N.s Widmung: „Freundschaft schrieb dies Buch, / und wenn es Feindschaft macht, / Sei zum Trost der Freundschaft, die es schrieb, / gedacht!“ (KSB 4, Nr. 312, S. 156).

Auch in den Monaten nach der Publikation von UB I DS lässt N. eine anhaltende Euphorie erkennen. Er beobachtet die in Basler Zeitungen erscheinenden Rezensionen zu seiner „Straussiade“, auf die „in summa 9 Zeitungsartikel“ reagieren, und informiert darüber am 27. September und 18. Oktober 1873 Carl von Gersdorff (KSB 4, Nr. 318, S. 165, Nr. 316, S. 161), dem er zugleich auch Wagners Reaktion auf UB I DS mitteilt: „Von R<ichard> W<agner> traf ein herrlich-heiterer Brief ein, in Betreff der Strussiade [sic] schrieb er ‚ich habe wieder darin gelesen und schwöre Ihnen zu Gott zu, dass ich Sie für den Einzigen halte, der weiss, was ich will!‘“ (KSB 4, Nr. 316, S. 161). Erst als N. von Strauß’ Tod am 8. Februar 1874 erfährt, verringert sich seine Euphorie, so dass er drei Tage später in einem Brief an Carl von Gersdorff gesteht: „Gestern hat man in Ludwigsburg David Strauss begraben. Ich hoffe sehr dass ich ihm die letzte Lebenszeit nicht erschwert habe und dass er ohne etwas von mir zu wissen gestorben ist. – Es greift mich etwas an. – “ (KSB 4, Nr. 345, S. 200.) Aus einer brieflichen Mitteilung von Strauß selbst geht hervor, dass sich N.s Hoffnung nicht erfüllte (vgl. den Beleg am Anfang von Kapitel I.5 dieses Überblickskommentars).

Die Skrupel, die sich immerhin aus N.s brieflichem Bekenntnis ablesen lassen, sind allerdings in den von ihm publizierten Schriften nicht zu erkennen; allenfalls könnte man sie aus seinen forciert anmutenden Bemühungen um Selbstverteidigung indirekt erschließen. Im Spätwerk *Ecce homo* versucht N. sein Verhalten gegenüber David Friedrich Strauß zu rechtfertigen, indem er betont, er habe „eine Maxime Stendhals prakticirt“, der dazu rate, den „Eintritt in die Gesellschaft mit einem Duell zu machen“ (KSA 6, 319, 4–5). Schon die

Etymologie des Begriffs ‚Duell' lässt allerdings erkennen, dass er einen Kampf von zwei Personen meint und als Bezeichnung für die einseitige Attacke N.s auf Strauß folglich unangemessen ist. Im Rückblick auf seine vier *Unzeitgemässen Betrachtungen* erinnert N. mit besonderem Nachdruck an die Resonanz von UB I DS: „Von diesen vier Attentaten hatte das erste einen ausserordentlichen Erfolg. Der Lärm, den es hervorrief, war in jedem Sinne prachtvoll" (KSA 6, 317, 7–9). Dabei beruft er sich auf einen Rezensenten, den Göttinger Theologen Heinrich Ewald, der bereits „zu verstehn gab", sein „Attentat sei für Strauss tödtlich abgelaufen" (KSA 6, 317, 27–28). – Dass die emphatische Erfolgssuggestion, die N. in *Ecce homo* aus strategischen Gründen betreibt, einer genaueren Prüfung nicht standhält, weil sie mit der heftigen Polemik schwerlich kompatibel ist, die UB I DS in etlichen Rezensionen auslöste, dokumentieren die ausführlichen Darlegungen in Kapitel I.5 des Überblickskommentars zu UB I DS.

Nicht ohne Zynismus äußert sich N. in einem nachgelassenen Notat von 1885 über seine Polemik gegen David Friedrich Strauß, die er hier auf problematische Weise sogar mit den angeblich unvermeidlichen Rahmenbedingungen eines Krieges zu rechtfertigen versucht: „ – ich lachte ein armes anmaaßliches moderiges Buch öffentlich zu Tode, in das sich die ‚deutsche Bildung' vernarrt hatte, – nun, man kann auf Erden noch manchen gefährlicheren Gebrauch von seinem Gelächter machen! Vielleicht habe ich selbst unversehens dabei einen alten Mann, den alten würdigen David Strauß, virum optime meritum, ‚umgebracht'? – man giebt es mir zu verstehen. Aber so bringt es Krieg und Sieg mit sich; und ich will mit gutem Gewissen noch ganz andre Menschenleben einmal ‚auf dem Gewissen' haben! Nur die Weiber fort, auch die männlichen Klage-Weiber und Zärtlinge! Das versteht nichts vom Kriegs-Handwerke und jammert sich halbtodt über jeden ‚Mangel an Schonung'" (NL 1885, 41 [14], KSA 11, 689).

Einen diametralen Gegensatz zu dieser Einschätzung bildet die selbstkritische Reflexion, die N. ursprünglich für die Vorrede zur *Morgenröthe* vorgesehen hatte: Hier bereut N. im Rückblick den „Fanatismus", der – wie er nun erkennt – sein gesamtes Frühwerk vergiftet habe. Das aus dem Frühjahr 1880 stammende nachgelassene Notat lautet folgendermaßen: „Als ich jüngst den Versuch machte, meine älteren Schriften, die ich vergessen hatte, kennen zu lernen, erschrak ich über ein gemeinsames Merkmal derselben: sie sprechen die Sprache des Fanatismus. Fast überall, wo in ihnen die Rede auf Andersdenkende kommt, macht sich jene blutige Art zu lästern und jene Begeisterung in der Bosheit bemerklich, welche die Abzeichen des Fanatismus sind, – häßliche Abzeichen, um derentwegen ich diese Schriften zu Ende zu lesen nicht ausgehalten hätte, wäre der Verfasser mir nur etwas weniger bekannt gewesen. Der Fanatismus verdirbt den Charakter, den Geschmack und zuletzt auch die Ge-

sundheit: und wer diesen dreien zugleich wieder von Grund aus aufhelfen will, muß sich auf eine langwierige Cur gefaßt machen“ (NL 1880, 3 [1], KSA 9, 47).

Konträr zur Radikalität dieser späten Selbstkritik hatte N. sechs Jahre früher, am 1. April 1874, Carl von Gersdorff brieflich bekannt, „wie verzagt und melancholisch ich i m G r u n d e von mir selbst, als producirendem Wesen, denke! Ich suche weiter nichts als etwas Freiheit, etwas wirkliche Luft des Lebens und wehre mich, empöre mich gegen das viele, unsäglich viele Unfreie, was mir anhaftet. Von einem wirklichen Produciren kann aber gar nicht geredet werden, so lange man noch so wenig aus der Unfreiheit, aus dem Leiden und Lastgefühl des Befangenseins heraus ist: werde ich’s je erreichen? Zweifel über Zweifel“ (KSB 4, Nr. 356, S. 214). Acht Jahre später hingegen erklärt er Elise Fincke am 20. März 1882 mit dem Selbstbewusstsein des bereits arrivierten Autors nicht ohne Koketterie: „Sie haben noch Alles von mir zu lesen. Jene unzeitgemässen Betrachtungen rechne ich als Jugendschriften: Da machte ich eine vorläufige Abrechnung mit dem was mich am meisten bis dahin im Leben gehemmt und gefördert hatte, da versuchte ich von Einigem loszukommen, dadurch dass ich es verunglimpfte oder verherrlichte wie es die Art der Jugend ist –: Ach die Dankbarkeit im Guten und Bösen hat mir immer viel zu schaffen gemacht! Immerhin – ich habe einiges Vertrauen in Folge dieser Erstlinge eingeerntet, auch bei Ihnen und den ausgezeichneten Genossen Ihrer Studien! All dies Vertrauen werden Sie nöthig haben um mir auf meinen neuen und nicht ungefährlichen Wegen zu folgen und zuletzt – wer weiss? wer weiss? – halten auch Sie es nicht mehr aus und sagen was schon mancher gesagt hat: Mag er laufen wohin ihm beliebt und sich den Hals brechen wenn’s ihm beliebt“ (KSB 6, Nr. 212, S. 181).

Drei oder vier Jahre später äußert sich N. in einem zwischen Herbst 1885 und Herbst 1886 verfassten nachgelassenen Notat zunächst selbstkritisch über die Titelwahl für seine vier *Unzeitgemässen Betrachtungen*, relativiert seine skeptische Perspektive dann allerdings sogleich durch einen avantgardistischen Anspruch, indem er selbstbewusst konstatiert: „Wenn ich einstmals das Wort ‚unzeitgemäß‘ auf meine Bücher geschrieben habe, wie viel Jugend, Unerfahrenheit, Winkel drückt sich in diesem Worte aus! Heute begreife ich, daß mit dieser Art Klage Begeisterung und Unzufriedenheit ich eben damit zu den Modernsten der Modernen gehörte“ (NL 1885–1886, 2 [201], KSA 12, 165).

Die selbstkritischen Einsichten zum jugendlichen Gestus der *Unzeitgemässen Betrachtungen*, die N. in verschiedenen Schaffensphasen formuliert, hindern ihn allerdings nicht daran, 1888/89 in seinem Spätwerk *Ecce homo* von dem „prachtvoll[en]“ Echo zu schwärmen, das er mit dem ersten von den „vier Attentaten“ seiner *Unzeitgemässen Betrachtungen* ausgelöst habe (KSA 6, 317, 7–9). – Einen anderen, nämlich zeitkritischen Akzent setzt N. allerdings in *Ecce*

homo, wenn er sich mit der Behauptung zu rechtfertigen versucht, er „greife nie Personen an“, sondern bediene sich ihrer „nur wie eines starken Vergrösserungsglases, mit dem man einen allgemeinen, aber schleichenden, aber wenig greifbaren Nothstand sichtbar machen kann“ (KSA 6, 274, 28–32). Diese Strategie exemplifiziert N. rückblickend mit seiner Attacke auf David Friedrich Strauß, die in dieser Hinsicht nun einen repräsentativen Charakter erhalten soll: „So griff ich David Strauss an, genauer den Erfolg eines altersschwachen Buchs bei der deutschen ‚Bildung‘, – ich ertappte diese Bildung dabei auf der That …“ (KSA 6, 274, 32–34).

Radikaler begründet N. seine Polemik gegen Strauß 1885 in einem Nachlass-Notat, in dem er sie sogar in doppelter Hinsicht zu legitimieren versucht – erstens erneut mit militanten Vorstellungen und zweitens mit einer Art von Sterbensreife, die er Strauß und den von ihm vertretenen Überzeugungen attestiert: „Man rückt mir vor, ich hätte früher den alten David Strauß ‚umgebracht‘? Ich werde wohl noch andere Menschenleben auf dem Gewissen haben – aber so bringt es Krieg und Sieg mit sich. Ein Ding, das zum Sterben reif ist: wozu dergleichen noch künstlich pflegen, schonen und einwickeln? An den deutschen Bildungs-Zuständen aber will nichts geschont sein: das ist ‚reif‘.“ (NL 1885, 41 [8], KSA 11, 682.)

In der Textpassage von *Ecce homo*, die unter dem Titel „Die Unzeitgemässen“ (KSA 6, 316–321) rückblickend auch auf UB I DS Bezug nimmt, konstatiert N.: „Und wie ich mir meinen Gegner gewählt hatte! den ersten deutschen Freigeist!… In der That, eine ganz neue Art Freigeisterei kam damit zum ersten Ausdruck: bis heute ist mir Nichts fremder und unverwandter als die ganze europäische und amerikanische Species von ‚libres penseurs‘.“ (KSA 6, 319, 6–10.) N. verspottet den Idealismus dieser „libres penseurs“, um deren Mentalität dann mit Nachdruck sein eigenes Selbstverständnis entgegenzuhalten: „Ich bin der erste Immoralist“ (KSA 6, 319, 17). – Die entschiedene Distanzierung von Freigeistern wie David Friedrich Strauß, den N. in *Ecce homo* als paradigmatischen Fall von ‚Freigeisterei‘ charakterisiert, erscheint erstaunlich, und zwar gerade deshalb, weil die Idealvorstellung von einem ‚freien Geist‘, der sich im Sinne aufklärerischer Prinzipien von den Fesseln traditioneller Normen löst, in der Philosophie N.s von zentraler Bedeutung ist.

Dass dieser Anspruch in N.s Œuvre bereits während der Frühphase seines Schaffens Ausdruck gefunden hat, zeigen Textstellen in *Schopenhauer als Erzieher*, der dritten der *Unzeitgemässen Betrachtungen*: Denn hier formuliert N. seine Intention, „die freien Geister und die tief an unsrer Zeit Leidenden mit Schopenhauer bekannt zu machen“ (KSA 1, 407, 7–8). Das Hauptanliegen „diese[r] Einsamen und Freien im Geiste“ sieht er in UB III SE darin, dass sie „nichts als Wahrheit und Ehrlichkeit wollen“ (KSA 1, 354, 13–16). Wie sehr der

intellektuelle Gestus der Freigeister, Denkkonventionen zu suspendieren und sich über Beschränkungen traditioneller Normen und Werte hinwegzusetzen, auch N.s eigenem Selbstverständnis entsprach, zeigt ein Brief, den er am 22. September 1876 an Louise Ott richtete: Dort beschreibt er sich selbst als „einen Freigeist", der in der „täglich grösseren Befreiung des Geistes sein Glück sucht und findet", um dann emphatisch zu bekennen: „Vielleicht dass ich sogar noch mehr Freigeist sein will als ich es sein kann!" (KSB 5, Nr. 552, S. 185–186). Und in einem nachgelassenen Notat von 1875 sieht N. „die Aufgabe der Zukunft" in der „Verbindung eines grossen Centrums von Menschen zur Erzeugung von besseren Menschen", die sich von Konventionen „frei" zu machen vermögen (NL 1875, 3 [75], KSA 8, 36). Nur wenige Jahre später charakterisiert N. sein Werk *Menschliches, Allzumenschliches* dann sogar im Untertitel mit programmatischem Anspruch als *Ein Buch für freie Geister* (KSA 2, 9) und widmet es Voltaire, einem Freigeist par excellence, zum 100. Todestag am 30. Mai 1878 (KSA 2, 10). Zur Freigeist-Thematik bei N. und ihrem kulturellen Kontext vgl. auch NK 296, 30–34.

In der Vorrede zu *Menschliches, Allzumenschliches II* begründet N. seine Motivation für die Polemik gegen David Friedrich Strauß folgendermaßen: „Jener zornige Ausbruch gegen die Deutschthümelei, Behäbigkeit und Sprach-Verlumpung des alt gewordenen David Strauss, der Inhalt der Ersten Unzeitgemässen, machte Stimmungen Luft, mit denen ich lange vorher, als Student, inmitten deutscher Bildung und Bildungsphilisterei gesessen hatte (ich mache Anspruch auf die Vaterschaft des jetzt viel gebrauchten und missbrauchten Wortes ‚Bildungsphilister'–)" (KSA 2, 369, 21 – 370, 4). Einen – de facto nicht berechtigten (Janz 1978, Bd. 1, 558) – Prioritätsanspruch auf den Neologismus ‚Bildungsphilister', den er außer in UB I DS auch in UB III SE verwendet (KSA 1, 352, 27), erhebt N. noch in seiner Spätschrift *Ecce homo*. Hier behauptet er selbstbewusst: „das Wort Bildungsphilister ist von meiner Schrift her in der Sprache übrig geblieben" (KSA 6, 317, 16–17). Vgl. dazu auch NK 165, 6 und NK 326, 13–14.

Indem N. der englischen Schopenhauer-Übersetzerin Helen Zimmern seine Schrift UB I DS vor der Eröffnung der Bayreuther Festspiele im August 1876 als eine Art von Visitenkarte überreicht, zelebriert er eine Geste, die seinen nachhaltigen Stolz auf das *Erste Stück* der *Unzeitgemässen Betrachtungen* zum Ausdruck bringt. Außer in *Menschliches, Allzumenschliches II* und *Ecce homo* kommt N. noch in anderen Werkpartien auf David Friedrich Strauß zu sprechen: etwa in seiner Historienschrift UB II HL (KSA 1, 314, 26–28) und in der *Götzen-Dämmerung*, in der er „die Entartung unsres ersten deutschen Freigeistes, des klugen David Strauss, zum Verfasser eines Bierbank-Evangeliums und ‚neuen Glaubens'" kritisiert (KSA 6, 104, 31 – 105, 1). Und im *Antichrist*

nimmt N. „das Werk des unvergleichlichen Strauss“ zum Anlass, um sich generell von der historischen Methode in der Theologie zu distanzieren, sofern sie auf bloße Legenden Anwendung findet, die als „Überlieferung“ in eigentlichem Sinne gar nicht in Betracht kommen (KSA 6, 199, 5–14).

Auch in den fiktionalen Kontext seiner philosophischen Dichtung *Also sprach Zarathustra* integriert N. eine Attacke auf David Friedrich Strauß, indem er ihn in Teil IV dieses Werks karikaturhaft inszeniert. Im Kapitel „Das Eselsfest“ (KSA 4, 390–394) entwirft er eine Dialogpartie und lässt den Protagonisten Zarathustra mit einer Anspielung auf David Friedrich Strauß’ Buch *Der alte und der neue Glaube. Ein Bekenntniß* rufen: „[...] ‚Jeder würde urtheilen, ihr wäret mit eurem neuen Glauben die ärgsten Gotteslästerer oder die thörichtsten aller alten Weiblein! / Und du selber, du alter Papst, wie stimmt Das mit dir selber zusammen, dass du solchergestalt einen Esel hier als Gott anbetest?‘ – / ‚Oh Zarathustra, antwortete der Papst, vergieb mir, aber in Dingen Gottes bin ich aufgeklärter noch als du. [...] / Lieber Gott also anbeten, in dieser Gestalt, als in gar keiner Gestalt!“ (KSA 4, 390, 9–19).

Am 19. Februar 1888 erklärt N. in einem Brief an Georg Brandes im Rückblick auf sein Œuvre emphatisch: „Ich selber bilde mir ein, den ‚neuen‘ Deutschen die reichsten, erlebtesten und unabhängigsten Bücher gegeben zu haben, die sie überhaupt besitzen“; auch glaubt er selbst „ein capitales Ereigniß in der Krisis der Werthurtheile zu sein“, wenngleich er diesbezüglich einen „Irrthum“ nicht ausschließt (KSB 8, Nr. 997, S. 259). Anschließend thematisiert N. seine „Erstlinge“ UB I DS, UB III SE und UB IV WB: Während ihm die beiden letztgenannten Schriften im Rückblick summarisch „mehr Selbstbekenntnisse, vor allem Selbstgelöbnisse über mich“ darzustellen scheinen „als etwa eine wirkliche Psychologie jener mir ebenso tief verwandten als antagonistischen Meister“ Schopenhauer und Wagner (KSB 8, Nr. 997, S. 260), geht er auf UB I DS mit besonderem Nachdruck ein. Radikaler als die oben zitierte Aussage in *Ecce homo* erscheint diese Briefpassage im Hinblick auf die Charakterisierung des in UB I DS attackierten David Friedrich Strauß: Bezeichnet N. seinen „Gegner“ in *Ecce homo* nämlich ausdrücklich als „den ersten deutschen Freigeist!“ (KSA 6, 319, 6–7), so spricht er ihm dieses Prädikat im besagten Brief vom 19. Februar 1888 explizit ab, indem er schreibt (KSB 8, Nr. 997, S. 259–260):

> „Die Schrift gegen Strauß, das böse Gelächter eines ‚sehr freien Geistes‘ über einen solchen, der sich dafür hielt, gab einen ungeheuren Skandal ab: ich war damals schon Prof. ordin. trotz meinen 24 Jahren, somit eine Art von Autorität und etwas Bewiesenes. Das Unbefangenste über diesen Vorgang, wo beinahe jede ‚Notabilität‘ Partei für oder gegen mich nahm und eine unsinnige Masse von Papier bedruckt worden ist, steht in Carl Hillebrand’s ‚Völker, Zeiten und Menschen‘ Band 2. Daß ich das altersmüde Machwerk jenes

> außerordentlichen Kritikers verspottete, war nicht das Ereigniß, sondern daß ich den deutschen Geschmack bei einer compromittirenden Geschmacklosigkeit in flagranti ertappte: er hatte Straußens ‚alten und neuen Glauben' einmüthig, trotz aller religiös-theologischen Partei-Verschiedenheit, als ein Meisterstück von Freiheit und Feinheit des Geistes (auch des Stils!) bewundert. Meine Schrift war das erste Attentat auf die deutsche Bildung (– jene ‚Bildung', welche, wie man rühmte, über Frankreich den Sieg errungen habe –); das von mir formulirte Wort ‚Bildungsphilister' ist aus dem wüthenden Hinundher der Polemik in der Sprache zurückgeblieben. –"

Fünf Monate später spricht N. in einem auf den 25. Juli 1888 datierten Brief an Carl Spitteler UB I DS einen Sonderstatus im Hinblick auf seine eigene Reputation zu, weil diese Schrift ihm dauerhaft „Respekt" verschafft habe. Mit ostentativem Selbstbewusstsein verkündet er (KSB 8, Nr. 1071, S. 371):

> „Ich bin einer der Wenigen, die kein Bedenken tragen, sich zu compromittiren: eine sehr bedenkliche Art Mensch! Thatsächlich erfreue ich mich eines ganz beträchtlichen Ansehens – und werde, heimlich, viel gelesen. Es ist etwas, der unabhängigste Geist Europas zu sein. Ich habe in jeder größeren Stadt einen Verehrer-Kreis, selbst noch in Baltimore. Mein werthvollster Schritt dazu, um mir ein-für-alle Mal Respekt zu garantiren, war mein Attentat auf die deutsche ‚Bildung' zur Zeit der höchsten nationalen Selbst-Anbethung, bei Gelegenheit eines miserablen, aber allseits bewunderten Buchs des altersschwachen Strauß. Es gab gegen 200 zum Theil sehr leidenschaftliche Antworten darauf – und die Sympathie aller tieferen Naturen. Der alte Hegelianer Bruno Bauer war seitdem Nietzschianer. Im Übrigen war ich damals durchaus kein ‚Neuling', wie Sie zu glauben scheinen. Ich hatte die Autorität eines jungen Genies in allen Universitäts-Kreisen Deutschlands" (KSB 8, Nr. 1071, S. 370).

Auch das Diktum von Stendhal instrumentalisiert N. in diesem Brief erneut als Medium zum Zweck der sozialen Selbstlegitimation: „Die erste Klugheit, um ‚in der Gesellschaft' in Betracht zu kommen, ist, gleich beim Eintritt, ein Duell' sagt Stendhal. Das wußte ich nicht, aber das habe ich gemacht. –" N.s frohgemute Behauptung, er habe sich durch UB I DS „ein-für-alle Mal Respekt" verschafft (KSB 8, Nr. 1071, S. 370), erscheint um so erstaunlicher, als N.s altphilologischer Mentor Friedrich Ritschl ihn bei einem Besuch wegen seiner Rücksichtslosigkeit gegenüber Strauß geradezu mit einem „Wort-Feuer" angegriffen hatte, wie N. selbst seinem Freund Erwin Rohde bereits anderthalb Jahrzehnte früher, „am Sylvestertage 1873–74", mitteilte (KSB 4, Nr. 338, S. 187). Allerdings zeigte sich N. von Ritschls Attacke und dem Vorwurf „hochmüthig" zu sein, in diesem Brief völlig unbeeindruckt: So fühlte er sich damals ganz „unverwundet" und schreibt zu Ritschls Vorhaltungen: „Gesammteindruck war hoffnungslos: [...] Ich erfuhr, dass Deutschland in den ‚Flegeljahren' sei: weshalb ich mir auch das Recht nahm, etwas Flegel sein zu dürfen (nämlich meine Maasslosigkeit und Rohheit gegen Strauss wurde gerügt)" (KSB 4, Nr. 338, S. 187).

Auch die Klagen, die N. anlässlich einer kritischen Rezension schon am 27. Oktober 1873 in einem Brief an Carl von Gersdorff formuliert, zeigen ein Bild

der Situation, das die spätere euphemistische Darstellung vollends ad absurdum führt, und zwar durch genau gegenteilige Aussagen: „Die grünen Hefte der ‚Grenzboten' haben neulich ein Non plus ultra gebracht unter dem Titel ‚Herr Friedrich Nietzsche und die deutsche Kultur.' Alle Gewalten sind gegen mich angerufen, Polizei Behörden Collegen, ausdrückliche Erklärung, dass ich an jeder deutschen Universität in Verschiss gethan würde, Erwartung dass man das Gleiche in Basel thut. Mittheilung, dass ich durch ein Kunststück Ritschl's und die Dummheit der Basler aus einem Studiosus zum ord. Prof. geworden sei usw. Schmähungen auf Basel als ‚Winkeluniversität' [...] Selbst Fritzsch bekommt einen Tritt: es wird schmählich befunden, dass ein deutscher Verleger mich genommen habe. Also, liebster Freund, unsre Nr. 1 hat, um mich à la Fritzsch auszudrücken, ‚Eingang bei dem Publikum gefunden.'" (KSB 4, Nr. 324, S. 173–174.)

Im Vergleich mit anderen Werken N.s erscheint UB I DS als eine Schrift, die durch die Konzentration auf den – heutzutage außerhalb der Theologie weitgehend in Vergessenheit geratenen – David Friedrich Strauß in besonderem Maße der Entstehungszeit verhaftet blieb. Allgemeinere Bedeutung kommt dem Werk lediglich in den Passagen zu, die sich nicht allein auf Strauß als Objekt einer polemischen Attacke konzentrieren, sondern darüber hinaus auch eine in weitere Dimensionen ausgreifende Kulturkritik enthalten. Dies ist etwa dort der Fall, wo N. seine später bekannt gewordenen Thesen zum „Bildungsphilister" (165–170) und zur Kultur als „Einheit des künstlerischen Stiles in allen Lebensäusserungen eines Volkes" formuliert (163, 3–4), die er dann in UB III SE (KSA 1, 352) und UB II HL (KSA 1, 274) wiederkehren lässt. Durch kulturkritische Zeitdiagnosen und durch zukunftsorientierte Postulate weist UB I DS in mehrfacher Hinsicht auf die späteren *Unzeitgemässen Betrachtungen* voraus: Den bereits in UB I DS exponierten Gegensatz zwischen echter Bildung und bloßer Gebildetheit (160–161) nimmt N. dort ebenso wieder auf wie seine Kritik an Banalität und naiver Selbstüberschätzung der ‚Bildungsphilister' (165) und seine Vorbehalte gegenüber der maßgeblichen Beeinflussung der öffentlichen Meinung durch den Berufsstand der Journalisten. Unter Rückgriff auf die bereits von Schopenhauer formulierte Polemik gegen den Sprachstil von Zeitungsschreibern wirft N. den Journalisten nicht nur die Verbreitung eines unreflektierten Kulturoptimismus vor, sondern legt ihnen auch die sprachlichen Depravationen im Medium Zeitung zur Last, die den Geschmack der Leser seines Erachtens nachhaltig korrumpieren (159–162, 222–223). Vgl. dazu NK 159, 2 und NK 365, 6–7. In UB III SE kontrastiert N. den „Ernst der Philosophie" mit dem „Ungeist des Tages und der Tageblätter" (KSA 1, 365, 2–7), den er zugleich als charakteristisches Indiz für das von ihm bekämpfte „Zeitgemässe" beschreibt (KSA 1, 362, 31), mithin als Ursprung von Entartungsphänomenen der Epoche.

Der Degeneration des modernen Menschen zur „geschwächten Persönlichkeit“ (KSA 1, 279), die N. schon in UB I DS durch den Typus der Gelehrten als neuartigen „Sclavenstand“ (202) und durch Bildungsphilister wie David Friedrich Strauß repräsentiert sieht, hält er auch in den übrigen *Unzeitgemässen Betrachtungen* sein Konzept genialer Individualität entgegen, das gemäß UB III SE und UB IV WB durch Schopenhauer und Wagner idealtypisch verkörpert wird. Mit seiner Kritik am zeitgenössischen Typus des Wissenschaftlers, der von Sekundärmotiven angetrieben, infolgedessen dem kompromisslosen Wahrheitsanspruch entfremdet sowie durch Borniertheit und einseitiges Spezialistentum weit von genialer Produktivität entfernt ist, führt N. in UB II HL die zuvor bereits in UB I DS formulierte Gelehrtenkritik weiter. In UB III SE entfaltet er sie dann sogar in einer psychologisch pointierten Gelehrtensatire (KSA 1, 394–400). Sowohl in UB I DS als auch in UB II HL beschränkt sich N.s Kritik allerdings nicht auf die sterile Gebildetheit des Gelehrten. Darüber hinaus hebt er wiederholt auch die zeitgenössische Problematik der Epigonalität hervor (KSA 1, 295). Auch sie erscheint als Spezialfall von N.s Auseinandersetzung mit dem Phänomen der „geschwächten Persönlichkeit“ (KSA 1, 279, 20), die er in UB II HL als symptomatisch für den modernen Menschen beschreibt. In UB III SE stellt N. dem bloß imitatorischen Gestus des bloßen Nachdenkers die unkonventionelle Kreativität echter Selbstdenker gegenüber, die – ähnlich wie Schopenhauer – über das Potential verfügen, der Philosophie ihre Würde und ihre produktive Gefährlichkeit zurückzugeben (KSA 1, 426–427).

Thematische Kontinuitäten, die bis zur Titelwahl reichen, verbinden N.s Frühwerk UB I DS (wie auch UB II HL, UB III SE und UB IV WB) mit seinem Spätwerk *Götzen-Dämmerung*. Denn der Anspruch auf kritische Gegenwartsdiagnose prolongiert sich von den *Unzeitgemässen Betrachtungen*, die N. mit UB I DS eröffnete, bis zu einem Kapitel der *Götzen-Dämmerung*, das den symptomatischen Titel „Streifzüge eines Unzeitgemässen“ trägt (KSA 6, 111–153). Übereinstimmungen mit den *Unzeitgemässen Betrachtungen* zeichnen sich hier insofern ab, als N. auch in den „Streifzügen eines Unzeitgemässen“ kulturkritische Reflexionen zu spezifischen Problemkonstellationen seiner Epoche entfaltet und sie zugleich in den Dienst einer entschiedenen Zukunftsorientierung stellt. Darüber hinaus lassen sich thematische Affinitäten zwischen UB I DS und dem GD-Kapitel „Streifzüge eines Unzeitgemässen“ in N.s kritischen Überlegungen zum Christentum und bestimmten theologischen Aspekten feststellen. Denn bereits in den Anfangspartien der „Streifzüge eines Unzeitgemässen“ hinterfragt N. den christlichen Glauben und die christliche Moral (vgl. KSA 6, 111, 18 – 114, 17). Und schon der 2. Abschnitt dieser „Streifzüge“ (KSA 6, 111, 18 – 112, 14) konzentriert sich auf Ernest Renan, den Autor des Buches *Vie de Jésus* (1863), das in deutscher Übersetzung unter dem Titel *Das Leben Jesu*

(4. Aufl. 1864) erschien und nicht nur für N.s eigenes Nachdenken über das Christentum relevant war, sondern auch David Friedrich Strauß beeinflusste. Dieser korrespondierte sogar selbst mit Ernest Renan und veröffentlichte den Briefwechsel während des deutsch-französischen Krieges unter dem Titel *Krieg und Friede: 2 Briefe an Ernst Renan nebst dessen Antwort auf den ersten* (1870). Im Hinblick auf die für beide kennzeichnende religionskritische Programmatik bringt N. Strauß und Renan bereits 1873 in einem Nachlass-Notat miteinander in Verbindung, also im selben Jahr, in dem er UB I DS publizierte: Dort wertet er Strauß' Buch *Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet* im Vergleich mit „dem viel größeren Renan" entschieden ab (NL 1873, 27 [1], KSA 7, 587).

I.5 Die Rezeption von Nietzsches Polemik

N.s Attacke auf David Friedrich Strauß' Buch *Der alte und der neue Glaube. Ein Bekenntniß* folgte – wie oben bereits in Kapitel I.1 dargelegt – auf zahlreiche kritische Auseinandersetzungen, mit denen andere Zeitgenossen schon auf dieses Alterswerk des bekannten Theologen reagiert hatten. – Wie ratlos **David Friedrich Strauß** selbst der Polemik gegen ihn in N.s UB I DS gegenüberstand, zeigt sein Brief an Ernst Rapp vom 19. Dezember 1873. Hier schreibt er über N.: „Mir ist an dem Patron nur das psychologische Problem merkwürdig; wie man zu einer solchen Wut kommen kann gegen einen Menschen, der einem nie ins Gehege gekommen, – kurz, das eigentliche Motiv seines leidenschaftlichen Hasses begreife ich nicht" (Zeller 1895, 570). – Demnach erfüllte sich nicht die Hoffnung, der N. am 11. Februar 1874 kurz nach der Beerdigung von David Friedrich Strauß in einem Brief an Carl von Gersdorff Ausdruck verlieh: „dass ich ihm die letzte Lebenszeit nicht erschwert habe und dass er ohne etwas von mir zu wissen gestorben ist" (KSB 4, Nr. 345, S. 200).

N.s Schrift *David Strauss der Bekenner und der Schriftsteller* steht im Kontext etlicher Publikationen, die bis Mitte der 1870er Jahre erschienen und gelegentlich auch Gesamtwürdigungen des 1874 verstorbenen Strauß enthielten. Exemplarisch genannt seien die folgenden Veröffentlichungen: Jürgen Bona Meyers Buch *Der alte und der neue Glaube. Betrachtungen über David Friedrich Strauß Bekenntnis* (1873), Franz Hettingers Buch *David Friedrich Strauß. Ein Lebens- und Literaturbild* (1875) sowie Carl Schwarz' Vortrag *David Friedrich Strauß und sein letztes Werk: Der alte und der neue Glaube* (1876). – In einem nachgelassenen Fragment attackierte N. sowohl Meyer als auch Strauß: „Der Philister und der windige ‚Gebildete' unserer Zeitungsatmosphäre reichen sich brüderlich die Hand und unter dem gleichen Jauchzen vernichtet der Bonner Afterphilosoph Jürgen Bona-Meyer den Pessimismus und Riehl Jahn oder Strauß die neunte Symphonie" (NL 1872–1873, 19 [201], KSA 7, 481).

Weil N. in der ersten seiner *Unzeitgemässen Betrachtungen* einen schon bald nicht mehr aktuellen theologischen Schriftsteller attackierte und im 12. Kapitel der Schrift durch eine „Sammlung von Stilproben“ (227, 31) minutiös die sprachlichen Schwächen von Strauß’ ANG geißelte, konzentrierte sich die öffentliche Aufmerksamkeit vor allem auf den Skandal, den N. durch die Vehemenz seiner Angriffe provozierte: Er bot insbesondere den Zeitungen in Basel Anlass zu zahlreichen Besprechungen. N. selbst schreibt Carl von Gersdorff am 27. September 1873: „Alle Baseler Zeitungen haben Artikel, zum Theil verschiedenartige, gebracht, darunter auch einen begeisterten“ (KSB 4, Nr. 316, S. 161); am 18. Oktober sind es dann „in summa 9 Zeitungsartikel“ (KSB 4, Nr. 318, S. 165). – Vgl. dazu die detaillierte Dokumentation zur Rezeption von UB I DS in Hauke Reich 2013, 275–456. – Wie N. am 3. November 1874 seiner Schwester (KSB 4, Nr. 401, S. 273) und zwölf Tage später auch seinem Freund Erwin Rohde (KSB 4, Nr. 403, S. 275) berichtete, war der Absatz der beiden ersten *Unzeitgemässen Betrachtungen* eher schlecht: Von den jeweils 1000 Exemplaren, die N.s Verleger Fritzsch hatte drucken lassen, konnte sein neuer Verleger Schmeitzner im Oktober 1874 noch 483 Restexemplare von UB I DS und 778 Exemplare von UB II HL übernehmen (vgl. Schaberg 2002, 60, 70).

Allerdings erhält N. direkt nach der Veröffentlichung seiner Polemik gegen Strauß mehrere Briefe, die von emphatischer Zustimmung zeugen: So schreibt **Hans von Bülow** am 29. August 1873, er habe N.s „treffliche Philippica gegen den Philister“ David Friedrich Strauß erhalten und „mit wahrem gaudium durch- und zu Ende gelesen“ (KGB II 4, Nr. 453, S. 288). Der Musikkritiker und Schriftsteller **Edouard Schuré**, der die „Begeisterung für Wagner“ mit N. teilt, erklärt ihm am 13. August 1873 anlässlich von UB I DS brieflich seine „Freude über Ihr tapferes und kräftiges Auftreten“, verurteilt ausdrücklich das „altkluge Buch von Strauß“, insbesondere „seine lächerlich-impertinent frivole Widerlegung Schopenhauers“, um dann folgendermaßen fortzufahren: „Sie haben in der That mit großer Schärfe und aristophanischem Feuer die Skizze des ‚Bildungsphilisters‘ der Gegenwart entworfen, wie sie bis jetzt noch nicht gezeichnet wurde. Ein so schneidendes, ja unerbittliches Gericht über die Lauheit, Halbheit und Nüchternheit dieses Zeitalters wirkt schon wie eine Gewitterentladung, wie eine Befreiung vom erstickenden Qualm unserer Civilisation. Es läßt uns durch die reinere Luft ein schöneres Land ahnen“ (KGB II 4, Nr. 452, S. 286–287). Anschließend lobt Schuré auch N.s „kühnes, vollkommen originales und viel bedeutendes Buch über ‚die Geburt der Tragödie‘“ (ebd., S. 287).

In einer anonymen Rezension im „Mannheimer Journal“ wird N.s UB I DS als „eine wahre Tat“ und zugleich als „sehr geistreiche Zurechtweisung des vielgerühmten Buches von D. Fr. Strauss“ gerühmt (zitiert nach Hauke Reich

2013, 277). In einer anderen anonymen Rezension, die unter dem Titel *Vom „Bildungsphilister“* 1873 im „Musikalischen Wochenblatt“ erschien und sehr ausführlich aus UB I DS zitiert, ist von der „wahre[n] Charakteristik gewisser Zustände“ in der „geistvollen Schrift“ N.s die Rede, welche „die volle Aufmerksamkeit jedes Denkenden und namentlich jedes künstlerisch Empfindenden“ fordere (zitiert nach Hauke Reich 2013, 276). Hier ist allerdings mitzuberücksichtigen, dass es sich beim Rezensenten vermutlich um N.s Leipziger Verleger Ernst Wilhelm Fritzsch selbst handelt (vgl. ebd., 276), der für seinen Autor zu werben versuchte.

Das Ehepaar Wagner las N.s UB I DS mit Aufmerksamkeit und Interesse. Am 8. August 1873 notierte **Cosima Wagner** in ihrem Tagebuch: „Die Broschüre von Pr[ofessor] Nietzsche gegen Strauß ist angekommen, eifriges Lesen darin“ (Cosima Wagner: Tagebücher, Bd. I, 1976, 713). Zwölf Tage später schrieb sie allerdings: „abends in Nietzsche’s Broschüre für die Freundin [Malwida von Meysenbug] gelesen, mit Betrübnis einen unerfreulichen Eindruck von vielem darin erhalten“ (ebd., 717). **Richard Wagner** artikulierte seinen Eindruck am 21. September 1873 in einem Brief an N. folgendermaßen: „Was Sie betrifft, so wiederhole ich Ihnen den Einfall, den ich kürzlich einmal gegen die Meinigen äusserte; nämlich, dass ich die Zeit voraussehe, in welcher ich Ihr Buch gegen Sie zu vertheidigen haben würde. – Ich habe wieder darin gelesen, und schwöre Ihnen zu Gott zu, dass ich Sie für den Einzigen halte, der weiss, was ich will!“ (KGB II 4, Nr. 458, S. 295). N. zitiert Wagners Reaktion auf UB I DS am 27. September 1873 in einem Brief an Carl von Gersdorff (KSB 4, Nr. 316, S. 161).

Gottfried Keller hingegen reagierte noch im Erscheinungsjahr von UB I DS am 18. November 1873 in einem Brief an den Schriftsteller, Theater- und Literaturkritiker Emil Kuh äußerst kritisch auf N.s Schrift: „Das knäbische Pamphlet des Herrn Nietzsche gegen Strauß habe ich auch zu lesen begonnen, bringe es aber kaum zu Ende wegen des gar zu monotonen Schimpfstiles ohne alle positiven Leistungen oder Oasen. Nietzsche soll ein junger Professor von kaum 26 Jahren sein, Schüler von Ritschl in Leipzig und Philologe, den aber eine gewisse Großmannssucht treibt, auf anderen Gebieten Aufmerksamkeit zu erregen. Sonst nicht unbegabt, sei er durch Wagner-Schoppenhauerei [sic] verrannt und treibe in Basel mit ein paar Gleichverrannten einen eigenen Kultus. Mit der Straußbroschüre will er ohne Zweifel sich mit einem Coup ins allgemeine Gerede bringen, da ihm der stille Schulmeisterberuf zu langweilig und langsam ist.“ Und dann erklärt Keller dezidiert: „Ich halte den Mann für einen Erz- und Cardinalphilister; denn nur solche pflegen in der Jugend so mit den Hufen auszuschlagen und sich für etwas anderes als für Philister zu halten, gerade weil dieses Wähnen etwas so *Gewöhnliches* ist“ (Schmidt/ Streitfeld 1988, 77–78).

Der mit Gottfried Keller befreundete Hebbel-Biograph **Emil Kuh** setzte sich in seiner umfangreichen, den Rahmen einer Rezension beträchtlich überschreitenden kritischen Studie *Professor Friedrich Nietzsche und David Friedrich Strauß* (nur wenige Wochen nach dem Erscheinen von UB I DS) sarkastisch mit N.s „Schandschrift [...] gegen David Strauß" auseinander (abgedruckt in Hauke Reich 2013, 422–452, vgl. ebd., 422). Nachdem Emil Kuh 1876 (mit nur 48 Jahren) gestorben war, wurde seine Schrift postum erst 1878 veröffentlicht (vgl. Literaturblatt. Wochenschrift für das geistige Leben der Gegenwart, Wien, Bd. 2, Nr. 19–22, September bis Oktober 1878). Emil Kuh, der auf N.s Freund Heinrich Köselitz übrigens „einen sehr intelligenten Eindruck" machte (vgl. dessen Brief an Overbeck vom 14. November 1878, zitiert nach Hauke Reich 2013, 455), erklärte sich N.s „Pamphlet" mit dem zuvor erlebten Misserfolg seiner „Schrift über die gynäkologisch denkwürdige Geburt der Tragödie" (ebd., 423) und charakterisierte UB I DS sogar als einen „Feldzug mit der Kothspritze" (ebd., 431).

Die geradezu vernichtende Polemik gegen N. lässt Kuh in seiner Studie mit einem ironischen Frage-Antwort-Spiel beginnen: „Wer ist Nietzsche? Ein großer Mann im Geheimen, der nichts sehnlicher in der Welt wünscht, als daß dieses Geheimniß den weitesten Kreisen offenbar werde. Ein Professor der classischen Philologie zu Basel, der im Gefühle seiner Superiorität entrüstet ist, daß sein Lehrstuhl nicht so hoch ragt, wie vormals der Kaiserstuhl zu Aachen. Ein Freund und Pandur Richard Wagner's, in dessen Lärmposaune er zu seinem eigenen, wie zu seines Herrn Ruhme [...] stößt" (ebd., 422). Im weiteren Verlauf seiner Attacke auf N. stellt Kuh dessen „Patent" auf den Begriff „des Bildungsphilisters" in Frage, den er „längst von Anderen gehört" hat (ebd., 430), und sieht „Alles, was jemals in der deutschen Literatur an Verbal-Injurie, an Rohheit und Pöbelhaftigkeit dem Papier anvertraut worden ist" (ebd., 432), durch N.s UB I DS noch überboten.

Emil Kuh attestiert der „nichtsnutzige[n] Strafrede" (ebd., 451), in der N. als „ein von seinem Eigennutze gedungener Fechter" (ebd., 436) „mit einer ausgesuchten Gehässigkeit" vorgehe, „bald bitter satyrisch, bald süßlich hämisch", mitunter sogar „mit der Wildheit eines erbosten Katers" (ebd., 436), eine „freche Willkür" (ebd., 428) und „die Fieberrosen eines erhitzten Ehrgeizes" (ebd., 429). Dabei zeige sich N.s Absicht, „die Wirkungsfähigkeit seiner Gebilde durch den sich Raum schaffenden Ellbogen zu erhöhen" (ebd., 429), und zwar mit der Intention, „die Augen der Menge auf sich selbst zu lenken" (ebd., 436). Außerdem konstatiert Kuh, dass „der Professor sich von Schopenhauer die Keule entliehen hat, und auch wie Jupiter donnert" (ebd., 442). In diesem Zusammenhang unterzieht er N.s UB I DS selbst einer ausführlichen Sprachkritik, in deren Rahmen er auch einige kritische Seitenblicke auf stilisti-

sche Details der *Geburt der Tragödie* wirft (ebd., 439–442). Am Ende der sprachkritischen Textpassage zieht Kuh sein Fazit und attestiert N. eine „vorbedachte Böswilligkeit. Denn wie könnte ein redlicher Kritiker den aus lauter Licenzen, Verrenkungen und Verkrümmungen zusammengesetzten Librettostyl Richard Wagner's bewundern und preisen und auf der anderen Seite die Prosa Straußens als eine grauenerregende Mißgestalt ansehen und brandmarken!?" (ebd., 443).

In einem Brief an Gottfried Keller formuliert Emil Kuh am 27. November 1873 sein Verdikt über N. so: „[...] Herr Nietzsche ist Schopenhauern nicht als ‚Jünger' gefolgt, er hat ihn vielmehr schamlos ausgeschrieben und des Philosophen hin und wieder unhaltbaren Strafkodex in betreff der deutschen Sprache auf den Stil Straußens angewendet. Aperçus über die Unterschiede zwischen Kultur und Bildung hat er ohne Angabe der Quelle einem Aufsatz des Schweizers Rochholz entlehnt. Mit einem Wort ein Lump" (Schmidt/Streitfeld 1988, 80–81). Analoge Vorwürfe gegen N. erhebt Emil Kuh, der Gottfried Keller schon am 14. November 1873 brieflich versichert hatte, er sei „kein Bewunderer des ‚Alten und des neuen Glaubens'" (ebd., 74), übrigens auch in seiner polemischen Studie (vgl. den Wiederabdruck in Hauke Reich 2013, 422–452, vgl. ebd., 430). Hier konstatiert Kuh ausdrücklich, Strauß' ANG sei „keines der besten Bücher des berühmten Verfassers" (ebd., 432).

Gleichfalls vernichtend fiel die anonyme Rezension *David Strauss und sein neuester Kritiker* aus (in: Schweizer Grenzpost und Tagblatt der Stadt Basel, 15./16. 9. 1873), die in Hauke Reichs Dokumentation unter der Sigle § verzeichnet ist (zitiert nach Hauke Reich 2013, 286–292). In dieser Besprechung von UB I DS wird Folgendes beanstandet: „die ganze silbenstecherische Splitterrichterei dient überhaupt mehr als willkommene Waffe" N.s, um Strauß wegen seiner Vorbehalte gegen Schopenhauers Pessimismus zu attackieren, „als ursprüngliche Beweggründe bleiben nur philosophische und musikalische Meinungsverschiedenheiten", die keineswegs rechtfertigen, „welch' volle Schale des Zorns über Strauss ausgegossen wird"; diese erklärt sich der Anonymus „durch die mehr als gewöhnliche Menge von unduldsamem Selbstgefühl", die in N.s Schrift „überall zu Tage tritt" (ebd., 287). Mit Nachdruck kritisiert er zugleich die unseriösen Strategien in der Polemik N.s, der sich „in so maßlosem Selbstgefühl, in so hohler Emphase, in so unwürdiger Herabsetzung des Gegners, in solcher Häufung von Schimpfwörtern" expektoriere (ebd., 291). Überall sieht der Rezensent in UB I DS „die Worte von Strauß ins Gemeine umgedeutet, seine Redewendungen in's Geschmacklose ausgelegt, wo das Aus- und Unterlegen im Stich läßt" (ebd., 288). Anlässlich von UB I DS vertritt er generell die These: „Unredliche Mittel und ernstes Pathos vertragen sich nicht mit einander und wo wir erstere mit Händen greifen können, hören wir auf an das letztere zu glauben" (ebd., 288).

Darüber hinaus wirft dieser anonyme Rezensent N. Ignoranz im Hinblick auf die Theorien Darwins vor und empfiehlt ihm dringend eine „Erweiterung seiner Naturkenntnisse“, weil er die verschiedenen „Faktoren im Kampf ums Dasein“ offenbar „nicht einmal vom Hörensagen“ kenne (ebd., 289). Mit dieser Polemik stellt er auch N.s Kritik in Frage, Strauß fehle eine „ernst durchführte Darwinistische Ethik“ (ebd., 289). Vgl. dazu NK 195, 4. – In Parenthese empfiehlt der Anonymus anschließend ein Buch zum Thema, nennt dessen Titel allerdings nur unvollständig: „Das Unbewusste vom Standpunkt der Physiologie und Deszendenztheorie“ (ebd., 289). Durch bibliographische Recherche lässt sich die Titelangabe komplettieren: [Eduard von Hartmann:] *Das Unbewusste vom Standpunkt der Physiologie und Descendenztheorie. Eine kritische Beleuchtung des naturphilosophischen Theils der Philosophie des Unbewussten aus naturwissenschaftlichen Gesichtspunkten* (1872). Diese Schrift publizierte Eduard von Hartmann zunächst anonym als schmalere Ergänzung zu seinem damals bereits bekannten Werk *Philosophie des Unbewußten: Versuch einer Weltanschauung. Speculative Resultate nach inductiv-naturwissenschaftlicher Methode* (1869), das N. im 9. Kapitel von UB II HL kritisiert (vgl. KSA 1, 311–324).

Karl Hillebrand rezipierte UB I DS mit deutlichen Ambivalenzen, wie seine Rezension *Nietzsche gegen Strauß* zu erkennen gibt, die er am 22./23. 9. 1873 in der „Allgemeinen Zeitung“ (Augsburg) veröffentlichte (erneut abgedruckt in Hauke Reich 2013, 292–302). Zwar bewertet Hillebrand den polemischen Gestus N.s hier insgesamt erheblich positiver als Gottfried Keller, Emil Kuh und andere Kritiker, indem er erklärt: „Schlag fällt auf Schlag; Ironie, ja Hohn; bald fein, bald derb, stets ungezwungen, führen gern das Wort. Doch so heftig der Ton, er ist nicht gereizt, und selten artet der Zorn in Rohheit, der Spott in Geschmacklosigkeit aus“ (ebd., 293). Im Zusammenhang mit seinen eigenen sprach- und kulturkritischen Einschätzungen begrüßt Hillebrand N.s „geistreiche Schrift“ sogar „als das erste Anzeichen einer Rückkehr zum deutschen Idealismus, wie ihn unsere Großeltern angestrebt, einer Reaction gegen die platte positivistische Auffassungsweise [...], als ein kühnes Wiederaufpflanzen des alten guten Banners deutscher Humanität gegen die Beschränkung nationaler Selbstbewunderung, als einen Mahnruf über unseren materiellen Erfolgen nicht unsere geistigen Pflichten zu vergessen und, wie die Gründer unserer Cultur, es uns angelegen sein zu lassen der Nation, bei aller Geistesfreiheit, das religiöse Gefühl und den speculativen Sinn zu bewahren, ihr, ohne sie der Convention gefangen zu geben, schönere Formen des Lebens zu schaffen“ (ebd., 293). Zustimmend äußert sich Hillebrand auch zu N.s Angriffen auf sprachliche Defizite bei Strauß speziell (vgl. ebd., 294) sowie auf den „Typus des selbstgefälligen deutschen Philisterthums“ generell (vgl. ebd., 296). Aller-

dings glaubt Hillebrand „Nietzsche's Sündenregister" zu stilistischen Defiziten noch erweitern zu können (ebd., 296). „Daß aber der zornesmuthige Kläger sich gerade gegen Strauß gewandt und in ihm die Mode gewordene Liederlichkeit unserer Sprachverderber gegeißelt [hat], können wir ihm, wenn er auch etwas weit geht in seinem kritischen Eifer, nur zum Ruhm anrechnen", denn „der Muth die Lieblinge des Volkes auf die Anklagebank zu bringen, ist von jeher die höchste Art des Muthes gewesen" (ebd., 296). Und Karl Hillebrand beendet seine Buchbesprechung zu UB I DS mit dem Urteil, N. warne „eindringlich, muthig und beredt" vor dem Gestus der „Selbstzufriedenheit" (ebd., 302).

Aber zugleich enthält Hillebrands Rezension auch dezidierte Kritik an UB I DS: So beanstandet er an N.s Polemik gegen den Theologen Strauß, den er selbst als „eminenten Schriftsteller" von „Genie, Charakter, Gelehrsamkeit" würdigt (ebd., 293), dessen Buch ANG er jedoch für „überflüssig" hält (ebd., 300), eine allzu selektiv ansetzende Kritik, „weit entfernt vollständig zu sein", weil sie sich inhaltlich nur auf Kapitel 4 von ANG und auf die „Form" der Schrift konzentriere (ebd., 298, 300). Außerdem erscheint Hillebrand in N.s UB I DS „manches falsch aufgefaßt": So hält er es für „verfehlt, das Wesen einer Cultur allein in den Styl zu setzen" (ebd., 298). Darüber hinaus wirft er N. eine mit „Tactlosigkeit" verbundene Imitation der Stilmanier Schopenhauers vor und kritisiert die von „Ungerechtigkeit" und „Geschmacklosigkeit zugleich" zeugende, vielleicht sogar „Unkenntniß" verratende Fortsetzung von dessen spöttischen Attacken auf Hegel (ebd., 298–299). Gleichwohl goutiert er N.s „geistreiche Schrift" und meint, dass deren Polemik „nicht ohne Gewinn, jedenfalls nicht ohne Genuß zu lesen" sei (ebd., 293).

Als einseitig erweist sich angesichts des konkreten Wortlauts von Karl Hillebrands ambivalentem Urteil über UB I DS allerdings N.s spätere euphorische Behauptung in *Ecce homo*, Hillebrand habe in seiner Rezension eine „ausserordentlich starke und tapfere Fürsprache" zum Ausdruck gebracht (KSA 6, 318, 10–11). Bei der nachträglichen Verschleierung der kritischen Aspekte von Hillebrands Reaktion folgte N. in EH offenbar einem Bedürfnis nach wirkungsmächtiger Selbstinszenierung. So bezeichnet er Hillebrand hier emphatisch als den „letzten humanen Deutschen" (KSA 6, 318, 12) und erklärt, dieser habe UB I DS „als Ereigniss, Wendepunkt, erste Selbstbesinnung, allerbestes Zeichen dargestellt", um dann fortzufahren: „Hillebrand war voll hoher Auszeichnung für die Form der Schrift, für ihren reifen Geschmack, für ihren vollkommenen Takt in der Unterscheidung von Person und Sache: er zeichnete sie als die beste polemische Schrift aus, die deutsch geschrieben sei" (KSA 6, 318, 15–22).

Diese euphemistische Selbstdarstellung N.s in *Ecce homo* entspricht nicht der tatsächlichen Einschätzung Hillebrands, der N. keineswegs „vollkomme-

nen Takt“ attestiert hatte, sondern ihn im Gegenteil „von einer gewissen Tactlosigkeit“ glaubte „nicht freisprechen“ zu können (Hillebrand, zitiert nach Hauke Reich 2013, 304). – Ganz anders als später in EH formulierte N. seine Einschätzung übrigens anderthalb Jahrzehnte früher, nämlich am 27. September 1873, in einem Brief an Carl von Gersdorff: „Übrigens ist der Zeitungs-Spuk gross und fast unerträglich gewesen! [...] Dann Karl Hillebrand in der Augsburgerin – höchst merkwürdig, doch so dass für mich fundamentale Differenzen übrig geblieben sind, und ich im Ganzen Frau W. zustimme, wenn sie sagt ‚K. H. kennt die Franzosen besser als irgend ein Franzose, aber er kennt die Deutschen nicht mehr.‘“ (KSB 4, Nr. 316, S. 161.)

Eine noch gravierendere nachträgliche Umdeutung und Verfälschung vollzieht N. in *Ecce homo* mit Bezug auf die umfangreiche Stellungnahme zu UB I DS, die der Würzburger Philosophie-Professor **Franz Hoffmann** unter dem Titel *Zur Kritik von David Strauß* zunächst im „Allgemeinen literarischen Anzeiger für das evangelische Deutschland“ (Bd. 12, 1873, 321–336, 401–407) und fünf Jahre später auch in Band 5 seiner *Philosophischen Schriften* publizierte (Hoffmann 1878, 410–447; abgedruckt in Hauke Reich 2013, 331–363). – N. ‚referiert‘ den Inhalt in *Ecce homo* mit ostentativem Selbstbewusstsein: „Das Nachdenklichste, auch das Längste über die Schrift und ihren Autor [sc. UB I DS und N.] wurde von einem alten Schüler des Philosophen von Baader gesagt, einem Professor Hoffmann in Würzburg. Er sah aus der Schrift eine grosse Bestimmung für mich voraus, – eine Art Krisis und höchste Entscheidung im Problem des Atheismus herbeizuführen, als dessen instinktivsten und rücksichtslosesten Typus er mich errieth. Der Atheismus war das, was mich zu Schopenhauer führte“ (KSA 6, 318, 2–9).

Damit suggeriert N. den Lesern, Franz Hoffmann habe anlässlich von UB I DS eine geradezu euphorische Prophezeiung zu seinen Gunsten ausgesprochen. De facto teilt der Würzburger Philosophie-Professor allerdings weder die Urteilsprämissen N.s noch seinen Schopenhauerianismus. Und er äußert sich zudem keineswegs nur positiv über UB I DS, sondern übt auch entschieden Kritik an N.s Schrift. Dass die Attacke auf Strauß’ ANG bei dem Baader-Schüler Hoffmann grundsätzlich auf Zustimmung stößt, ist weitaus mehr durch dessen christliche Überzeugungen bedingt als durch N.s Argumente gegen Strauß’ Alterswerk. Und keineswegs findet sich bei Hoffmann eine emphatische Aussage im Indikativ, wie es N. in *Ecce homo* behauptet, wenn er die prognostizierte „grosse Bestimmung für mich“ hervorhebt (KSA 6, 318, 5–6). Stattdessen formuliert Franz Hoffmann lediglich einen hypothetischen Konditionalsatz mit abschwächendem Modalverb anstelle der von N. als definitiv beschriebenen Prognose: „Wenn [...] das zürnende Niederdonnern des greisenhaft und matt gewordenen Strauß nicht verflackerndes Strohfeuer ist, sondern von einem

wirklich energischen, von großer Begabung getragenen Quell hervorsprudelt, so kann die Ausbildung seines Atheismus zu einer folgenreichen Krisis führen“ (zitiert nach Hauke Reich 2013, 362). Hoffmanns Zweifel an N.s Befähigung dazu werden allerdings zuvor bereits in der Feststellung evident, N. weise „die gleiche Impotenz“ wie Strauß insofern auf, als auch er „allenfalls zerstören“ kann, wenn „er so fortfährt“, wie er mit UB I DS „angefangen hat“: „aber bauen kann er nichts“ (ebd., 336).

Überdies ist zu beachten, dass die „Krisis“, mit der Hoffmann im Zusammenhang mit dem „Atheismus“ hypothetisch argumentiert, für ihn – anders, als es N. suggeriert – keineswegs das eigentliche Telos darstellt, sondern lediglich ein notwendiges Durchgangsstadium auf dem Weg zum „Gottesreich“ (ebd., 363). Bezeichnenderweise versucht sich Hoffmann – im Rahmen seiner konkreten Auseinandersetzung mit einer subversiven Reflexion in UB I DS (vgl. NK 188, 2–6) – dann sogar selbst an einem Gottesbeweis (vgl. Hauke Reich 2013, 337–338). Auf den forcierten Atheismus, den N. nach Hoffmanns Ansicht vielleicht entscheidend fördern könnte, kommt es – jedenfalls dem Rezensenten zufolge – also nur aus einem Grund an: „je consequenter [...] der negative Grundgedanke der Geistlosigkeit des Weltprincips ausgeführt“ wäre, desto „einleuchtender [...] würde sich solches System [...] im Ganzen ad absurdum führen“ (ebd., 362–363). Hoffmanns Schlussplädoyer zielt dann signifikanterweise auf die christliche Utopie, „die Menschheit von Innen heraus zu Einem Gottesreich zu einigen“ (ebd., 363). – Fundamental unterscheiden sich N.s Motive zur Kritik an David Friedrich Strauß mithin von den religiösen Wertungsprämissen Hoffmanns, der von Strauß prinzipiell destruktive Wirkungen auf die Kirche ausgehen sieht: „Daß Strauß erklärt, keine Kirche zerstören zu wollen, ist nur Heuchelei. Er hat nicht bloß zerstört und zerstört noch, sondern er wollte und will auch zerstören, nur soll das für ihn so ungefährlich und so bequem als möglich abgehen“ (ebd., 336).

Zwar verdient N.s Kritik an Strauß laut Hoffmann „große Beachtung“ als „eine Art Manifest der Schopenhauerschen Schule gegen die Hegelsche“ (ebd., 332). Und darüber hinaus goutiert Hoffmann, der Strauß „in seiner letzten Schrift zur vollen Unphilosophie herabgesunken“ sieht (ebd., 340), durchaus auch die auf ANG bezogene Stilkritik N.s (ebd., 359). Aber zugleich äußert er nachdrückliche Vorbehalte gegenüber N.s Kulturkritik in UB I DS, etwa wenn er konstatiert, man könne „nur mit vollkommenem Unrecht behaupten, daß in Deutschland der reine Begriff der Cultur verloren gegangen sei“ (ebd., 334). Zudem stellt Hoffmann die von N. behauptete philiströse Selbstzufriedenheit der Gelehrten in Frage (ebd., 334–335) und beanstandet (zu Recht) auch „die platteste Auslegung“ der These „Hegels von der Vernünftigkeit alles Wirklichen“ in UB I DS (ebd., 335). (Zu dieser von N. missverstandenen Aussage aus

Hegels Rechtsphilosophie vgl. NK 170, 3–4.) – Die eigentliche Intention Hoffmanns, die ihn zugleich in einen grundlegenden Dissens mit N.s Prämissen bringt, erhellt dann aus seiner Kritik am metaphysischen Pessimismus von Schopenhauers Philosophie (vgl. Reich 2013, 341–361), die er für „die unsinnigste“ hält, „die je von einem Genie im Mißbrauch grober Kräfte aufgestellt worden ist“ (ebd., 346). Unter Berufung auf den eigenen Lehrer Franz von Baader, den er als Non plus ultra „tiefsinniger Wahrheitserkenntniß“ in Stellung bringt (ebd., 347), begibt sich Hoffmann in eine nur strategische Teil-Allianz mit N. gegen Strauß, die letztlich von genau konträren Motiven bestimmt ist: Da Hoffmann Schopenhauers Philosophie als „verderbliche Erscheinung“ verurteilt, weil sie „auf den Nihilismus hinausläuft“ (ebd., 348), mithin auf „die innere Nichtsnutzigkeit“ eines „Atheismus“ (ebd., 355), konstatiert er: „Es ist wahr, das Straußische Buch ist jämmerlich armselig, aber viel mehr durch das, was es mit Schopenhauer gemein hat, als durch die Mängel, welche der Verf. an ihm rügen konnte“ (ebd., 356).

Die fundamentale Divergenz der weltanschaulichen Überzeugungen wird evident, wenn Franz Hoffmann den Atheismus, den er selbst so entschieden verurteilt, aus dem Blickwinkel N.s betrachtet: „der Atheismus des Strauß war schon ganz recht, nur hätte er ihn bis zur Höhe der Schopenhauer’schen Frechheiten treiben sollen. Dann wäre Strauß ganz der Mann nach dem Herzen des Verfassers gewesen“ (ebd., 349). Und in der Monatszeitschrift *Psychische Studien* (Bd. 1, Nr. 12, 1874, 563–569) konstatiert Hoffmann in seinem Text *Unzeitgemässe Betrachtungen von Friedrich Nietzsche* mit analoger Grundtendenz, UB I DS laufe „unter Austheilung von Kolbenschlägen“ vor allem darauf hinaus, „dass ihm *Strauss* den Atheismus zu sehr in einer Mischung von *Hegel*, *Feuerbach* und *Büchner*, und nicht, wie er nach *Nietzsche* gesollt hätte, echt Schopenhauerisch betrieben hat“ (abgedruckt in Hauke Reich 2013, 522–527, vgl. ebd., 524).

Außer den im Vorangegangenen exemplarisch dargestellten Reaktionen auf N.s UB I DS gab es noch etliche andere Stellungnahmen von Zeitgenossen. So teilte **Friedrich Theodor Vischer** seinem Sohn am 4. Oktober 1873 brieflich mit: „Ein Professor Nietzsche in Basel hat ein freches Buch gegen mich und Strauß geschrieben; ich werde nicht antworten“ (zitiert nach Hauke Reich 2013, 302). Vischer, der den eigenen Stellenwert als Zielscheibe von N.s Polemik in UB I DS hier erheblich überschätzt, meint mit seiner Aussage offenbar eine Passage (172, 8 – 173, 26), auf die Emil Kuh in seiner Polemik gegen N. rekurriert: Laut Kuh nimmt N. „einen Ausspruch Friedrich Theodor Vischer’s über Hölderlin auf“ und „unterschiebt ihm eine falsche Bedeutung“ (zitiert nach Hauke Reich 2013, 431). N. attackiert den Hegelianer Vischer im Zusammenhang mit einer Hölderlin-Rede und reiht ihn dabei in die „Periode der cyni-

schen Philisterbekenntnisse“ ein (173, 23–24). – Und **Heinrich von Treitschke** teilt N.s Freund Franz Overbeck am 28. Oktober 1873 mit, N. äußere sich in UB I DS „erschreckend wahr“ über „die Halbbildung der Gegenwart“, sei aber „ungerecht“ im „Urtheil über das heutige Deutschland“, weil er in ihm „nur den Verfall zu sehen“ vermöge. Und prononciert erklärt er: „Ich habe noch Niemand gesehen, der sich an der Schrift gefreut hätte“ (zitiert nach Hauke Reich 2013, 303). Knapp neun Jahre später formuliert Heinrich von Treitschke am 11. September 1881 in einem Brief an Franz Overbeck dann das Verdikt: „Dein Unglück ist dieser verschrobene Nietzsche, der sich so viel mit seiner unzeitgemäßen Gesinnung weiß und doch bis ins Mark angefressen ist von dem zeitgemäßesten aller Laster, dem Größenwahn“ (zitiert nach Reich 2013, 456).

Die mit den Initialen B.F. versehene Rezension *Herr Friedrich Nietzsche und die deutsche Cultur* (in: Die Grenzboten, Leipzig, Bd. 32, Nr. 42 vom 17. Oktober 1873, 104–110) stammt (laut Reich: ebd., 322) vermutlich von N.s späterem Schwager Bernhard Förster. (Alternative Möglichkeiten für die Zuschreibung der Autorschaft nennt Hauke Reich 2013, 322). Diese Rezension, die vom Insistieren auf „unserm nationalen Gefühl“ geprägt ist (ebd., 328), enthält ebenfalls eine radikale Kritik an N.s UB I DS. Die Rezension betont „die Rohheit des Angreifers“ (ebd., 325), zumal „selten auf hundert Seiten so viel geschimpft worden“ sei (ebd., 324), um dann fortzufahren: N. „ist an unsrer Kultur irre geworden, weil seine Definition von Kultur nicht auf Deutschland paßt oder vielmehr umgekehrt, weil die deutsche Kultur so ungezogen ist, nicht zu Herrn Nietzsche’s Definition zu passen“ (ebd., 324). Daraus ergibt sich die Frage, ob für N.s „Pamphlet“ eigentlich „der Angriff gegen Strauß oder die Verunglimpfung Deutschlands“ die „Hauptsache gewesen sei“ (ebd., 326). In der Rezension wird konstatiert: „Indem Herr Nietzsche aber unsere Kulturlosigkeit an dem Beifall mißt, den das Buch von Strauß gefunden, verschweigt er böslicher Weise, daß unter allen Kritiken und Schriften, welche David Strauß’ Buch hervorgerufen hat, die abfälligen Urtheile den beifälligen nach Zahl und Gehalt mindestens die Wage [sic] halten“ (ebd., 325). Und dann schließt die Rezension mit dem ironischen Plädoyer: „Böses Deutschland, womit hast du den Zorn deines großen Sohnes verschuldet? Bessre dich!“ (ebd., 328). – N. selbst bezieht sich auf diese Rezension am 27. Oktober 1873 in einem Brief an Carl von Gersdorff: „Neun Basler Zeitungsblätter haben nun über mich gesprochen, in allen Tonarten, und in summa höchst ernsthaft in Vergleich zu dem Grenzboten-Wütherich und Frevler“ (KSB 4, Nr. 324, S. 174.)

Dass N. die Rezension von B.F. zu UB I DS selbst anderthalb Jahrzehnte später noch nicht vergessen hat, zeigt eine Bemerkung in seiner Spätschrift *Ecce homo*: „Das Unanständigste leistete ein Leipziger Blatt, die berüchtigten

‚Grenzboten'; ich hatte Mühe, die entrüsteten Basler von Schritten abzuhalten" (KSA 6, 317, 22–24). – Eine weitreichende Umdeutung der Realität im Dienste euphorischer Selbststilisierung bestimmt vor allem die Erfolgssuggestion, mit der N. in *Ecce homo* den Abschnitt über seine *Unzeitgemässen Betrachtungen* einleitet: „Von diesen vier Attentaten hatte das erste einen ausserordentlichen Erfolg. Der Lärm, den es hervorrief, war in jedem Sinne prachtvoll" (KSA 6, 317, 7–9). Und im letzten Absatz seiner Retrospektive auf UB I DS in *Ecce homo* erklärt N.: „Die Nachwirkung dieser Schrift ist geradezu unschätzbar in meinem Leben. Niemand hat bisher mit mir Händel gesucht. Man schweigt, man behandelt mich in Deutschland mit einer düstern Vorsicht" (KSA 6, 318, 31–34).

Die englischsprachige, anonym publizierte Sammelrezension *Contemporary Literature. Theology and Philosophy* (in: Westminster Review and Foreign Quarterly Review, Bd. 47, Nr. 2, 1. April 1875), die in der Dokumentation von Hauke Reich abgedruckt ist (vgl. Reich 2013, 527–530), geht nicht nur auf UB I DS, sondern auch auf UB II HL und UB III SE ein. Diese Sammelrezension würdigt das in der Theologie einflussreiche Werk *Das Leben Jesu* von David Friedrich Strauß, einem „truth-loving, high-hearted man" (zitiert nach Reich 2013, 529), und hebt die Reputation des Autors hervor: „Surely Strauss's ample knowledge, his penetrating sagacity, his devotion to art, his love of poetical composition, his biographical productivity, should have exempted him from inclusion in the circle of men of narrow parochial minds and cittish tastes, to whom the term Philistine would appropriately applied" (ebd., 529). Wenn in der Rezension Strauß' „noble and necessary work" betont wird, dann ist mit dieser positiven Wertung auch „the little work entitled ‚The Old and New Faith'" mitgemeint (ebd., 529). Die Kritik an UB I DS zielt darauf, dass N. Strauß' ANG zu Unrecht diffamiere, und dies sogar „in a bitter and denunciatory spirit" (ebd., 529). – N. berichtet seinem Freund Carl von Gersdorff am 8. Mai 1875 in einem Brief über diese Rezension: „In der Westminster-Review ist ein grösserer Aufsatz über meine 3 ersten Unzeitgemässen, höre ich, er soll ziemlich wüthend sein. Doch freut's mich, dass Engländer mich lesen" (KSB 5, Nr. 443, S. 48).

Hinsichtlich der zeitgenössischen Rezeption von UB I DS zieht N. selbst ein vorläufiges Fazit, wenn er Richard Wagner am 18. September 1873 in einem Brief mitteilt: „Mein erstes Heft hat hier eine unbeschreibliche Wirkung gethan; eine toll-feindselige Zeitungslitteratur ist gegen mich entstanden, aber g e l e s e n hat es Jedermann" (KSB 4, Nr. 313, S. 157). Zugleich denkt N. bereits über eine „zweite ‚Zeitungemässheit' nach" (ebd.). – Hauke Reich resümiert N.s Einstellung zu den Besprechungen seiner Werke insgesamt folgendermaßen: „Nietzsches anfänglicher Stolz über öffentliche Rezensionen seiner Bücher wich im Laufe der Jahre einer zunehmenden Ernüchterung durch eine

Vielzahl kritischer Artikel, nicht nur in der Schweiz. Einige Kritiker wie Wilamowitz oder der mit b.f. zeichnende Verfasser des Grenzbotenartikels schreckten vor drastischen Aussagen nicht zurück, die Nietzsche durchaus kränkten. Aufgrund dieser Erfahrungen reagierte er auf die Artikel immer desillusionierter. Er scheute die inhaltliche Auseinandersetzung, genauso wie er dazu neigte, die Reaktionen der Freunde zu seinen Gunsten auszulegen. Besonders deutlich zeigt sich dies an den Reaktionen Jacob Burckhardts, der seine Meinungen über Nietzsches Bücher schönfärberisch umschrieb, um den ihn verehrenden Nietzsche nicht zu brüskieren" (Hauke Reich 2013, 11–12). Im obigen zweiten Satz bezieht sich Reich auf die kritischen Reaktionen des Altphilologen Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, der N.s Erstlingsschrift *Die Geburt der Tragödie* vernichtend rezensiert und N.s altphilologische Reputation dadurch ruiniert hatte (vgl. dazu Jochen Schmidt in NK 1/1, 75–76).

Vierzehn Jahre nach der Publikation von UB I DS formuliert N. selbst ein resignatives Gesamturteil über die Rezensionen zu seinen Werken, wenn er Heinrich Köselitz am 7. März 1887 in einem Brief mitteilt: „welcher Verleger dürfte nicht etwas furchtsam sein, nachdem er sich ungeschickter Weise mit meiner Litteratur beschwert hat? Ich habe es noch nicht einmal zu W i d e r s a c h e r n gebracht; seit 15 Jahren ist überhaupt über keines meiner Bücher eine tief gemeinte, gründliche, sach- und fachgemäße Recension erschienen – kurz, man muß dem Fritzsch Einiges zu Gute halten" (KSB 8, Nr. 814, S. 40).

Ein Jahrzehnt später, mithin acht Jahre nach N.s geistigem Zusammenbruch und drei Jahre vor seinem Tod, also bereits in der Zeit der N.-Konjunktur, geht **Gerhart Hauptmann** am 6. August 1897 im Tagebuch ausführlich auf N.s Konzept des Bildungsphilisters in UB I DS ein (zuvor war 1893 die 2. Auflage von UB I–IV erschienen): „Nietzsche, ‚Unzeitgem[äße] Betracht[ungen]', 1888 [sic], sagt vom Bildungsphilister, er sei ‚das Hindernis aller Kräftigen und Schaffenden, das Labyrinth aller Zweifelnden und Verirrten, [...] die ausdorrende Sandwüste des suchenden und nach neuem Leben lechzenden deutschen Geistes.'" (Gerhart Hauptmann 1987, 39.) Unter Rekurs auf diese Textpartie (166, 34 – 167, 5) identifiziert sich Hauptmann mit N.s Identität als „Suchender", grenzt sich zugleich allerdings insofern von ihm und seiner prononcierten Kulturkritik ab, als er selbst „einen Weg zum Ziele" zu gehen glaubt, „ins ‚Leben des deutschen Geistes', das wirklich gar nicht mehr so daniederliegt" (Hauptmann 1987, 39). Die Differenz zwischen seiner eigenen Position und derjenigen N.s erklärt sich Hauptmann in diesem Kontext so: „Ich argwöhne, Nietzsche begriff Goethe nicht. Goethe als Einheit. Goethe als deutsche Notwendigkeit" und konnte so den „Brunnen" des „deutschen Geisteslebens" nicht finden: „der deutschen Kultur" (ebd., 39). Und nach einer Bezugnahme auf N.s Konzept der Tragödie fährt Hauptmann fort: „Hätte Nietzsche Goethe

richtig begriffen, der noch so nahe steht, er würde die kleinen Herren seiner Gegenwart vielleicht nicht so überwichtig genommen haben“ (ebd., 40).

Und dann schließt Gerhart Hauptmann seine enthusiastische Einschätzung von UB I DS an: „‚Unzeitgemäße Betrachtungen‘ I. Eine in hohem Grade produktive Polemik. Ein scharfes, durchdring[end]es Auge richtet sich auf ein Buch; es wird in seinem Wert oder Unwert erkannt. Es wird als Seelenspiegel seines Verfassers angewendet, und das Bild im Spiegel zeichnet eine begabte Hand in markanten Linien heraus; es erregt wenig Sympathien, aber man sieht keine Möglichkeit, seine Echtheit anzuzweifeln. Noch weiter muß sich das schlechte Buch [sc. ANG] als guter Spiegel gebrauchen lassen: es wird den Lesern und Lobern seiner sechs Auflagen vorgehalten und wirft erstaunliche, sprechende Auskünfte zurück – ähnlich dem ‚Spieglein an der Wand‘ – über die Geisteskultur dieser Leser und Lober, die äußerst ärmlich erscheint. / Soll eine Polemik sich rechtfertigen, so muß sie das Unumgängliche merken lassen. Die Angriffe eines Rauflustigen sind einfacher Unfug. Man muß den Angreifer als Ritter empfinden können, der eine Mission hat; sein Sieg aber muß wirken wie eine Befreiung. Das alles ist hier Ereignis. / Der Angriff Nietzsches auf Strauß ist elegant und mörderisch, er führt als Waffe das Florett. Das Opfer soll tödlich getroffen werden, und bis dahin wird es geschont. Man soll es von allen Seiten betrachten können, wie in der Arena den Stier, hier aber nicht zur Belustigung, sondern zu tiefer Belehrung“ (Hauptmann 1987, 40–41). Anschließend entwirft Hauptmann ein Gedicht mit dem Titel „Auf einen Pamphletisten“, dessen „Seele“ er mit einem „Wespennest“ vergleicht (ebd., 41).

Von der Grundtendenz der zeitgenössischen Rezensionen, die weitgehend skeptisch bis polemisch zu UB I DS Stellung nehmen, unterscheidet sich Gerhart Hauptmanns Einschätzung fundamental, insbesondere dann, wenn er am 6. August 1897 im Tagebuch uneingeschränkt sogar den polemischen Gestus von UB I DS goutiert: So behauptet er, dass „eine erbitterte Lustigkeit des Angreifers Nietzsche durchaus hinreißt und dieser alle Sympathien durch Adel, Redlichkeit, Schönheit und Kraft im Kampf sowie Makellosigkeit der Waffen an sich bindet“ (ebd., 41). [Das ließe sich mit guten Gründen durchaus bestreiten.] – Vermutlich ist Hauptmanns Einschätzung nicht unbeeinflusst geblieben von dem schon bald nach N.s Zusammenbruch im Jahre 1889 beginnenden Ruhm, der sich laut Overbeck auch in einer „huflatticharti wuchernde[n]“ Nietzsche-Literatur manifestierte (zitiert nach Hauke Reich 2013, 13). Am 7. August 1897 korreliert Hauptmann UB I DS sogar mit *Also sprach Zarathustra*, indem er N. „eine vollkommen religiöse Natur“ attestiert und behauptet: „Sein Angriff, gerade auf Straußens ‚Neuen Glauben‘, bedeutet im Grunde: Raum für Zarathustra!“ (Hauptmann 1987, 42).

Theodor Lessing entfaltet in seinem Buch *Nietzsche* 1925 positive Perspektiven auf UB I DS: Er sieht in N.s vier *Unzeitgemässen Betrachtungen* insgesamt

„seine antikisierende Sprachkunst auf der Höhe ihrer reifen Meisterschaft“ und wundert sich zugleich darüber, dass UB I DS und UB II HL, „obwohl sie nur verneinender Natur sind, doch ausgewogener und großzügiger geriethen als die beiden bejahenden“ in Gestalt von UB III SE und UB IV WB (Lessing 1925, 27). In UB I DS habe N. Strauß als „Bildungsphilister [...] unsterblich verlächerlicht“ (ebd., 30), obwohl er ihm „als Person wahrlich nicht wehe tun wollte“ und mit „tragische[m] Ernst“ dabei sogar die eigene Reputation riskierte (vgl. ebd., 31). In extremem Gegensatz zu der Vielzahl kritischer Stimmen in der Rezeptionsgeschichte erklärt Lessing sogar: „Das ‚Pamphlet wider Strauß‘ ... der Nachwelt erscheint es als eine der schönsten Streitschriften, durch die ein Genius sich schützt gegen ‚die geballte Majorität der zeitgenössischen Talente, mit denen er nicht verwechselt werden will‘. Das Recht dieser Schrift liegt also nicht darin, daß sie wahr, sondern daß sie wahrhaftig ist. Ich glaube, daß wertender Geist immer mordet; er kann gar nicht anders“ (ebd., 31–32). Immerhin räumt Lessing hinsichtlich der *Unzeitgemässen Betrachtungen* summarisch ein: „Mancher Ton klingt schrill. Mancher Schrei war zu humorlos bitter“ (ebd., 33). Verständlich und gerechtfertigt erscheint ihm ein solcher Gestus allerdings als Ausdruck von N.s Ringen „um die Eigenbestimmung“: „schon fühlt er die Fesseln und bäumt wild sich dagegen, um sie zu sprengen ...“ (ebd., 33).

Der dänische Literaturkritiker und Philosoph **Georg Brandes**, dem N. seine Schriften *Jenseits von Gut und Böse* und *Zur Genealogie der Moral* zugesandt hatte (vgl. Brandes 2004, 112), trug seit 1888 durch seine Vorlesungen über N. maßgeblich zu dessen Wirkung bei. Auf der Basis dieser Vorlesungen publizierte Brandes 1889 sein N.-Buch (zunächst in dänischer Sprache); die deutsche Übersetzung trägt den Titel *Friedrich Nietzsche. Eine Abhandlung über aristokratischen Radikalismus*. Über UB I DS heißt es hier: „Nietzsche wurde zum ersten Male oft genannt, wenn auch nicht viel gerühmt, wegen einer bissigen, jugendlichen Streitschrift gegen David Strauss, von dessen Buch ‚Der alte und der neue Glaube‘ hervorgerufen. Nicht gegen den ersten kriegerischen Abschnitt des Werks, sondern gegen den ergänzenden, aufbauenden Teil desselben ist hier ein in seinem Tone pietätloser Angriff gerichtet“ (ebd., 31). Brandes geht auch auf die Kritik am „Bildungsphilistertum“ ein, die N. durch „viele malende Ausdrücke [...] als den Morast“ schildere, „in dem alle Müdigkeit steckenbleibt und in dessen giftigem Nebel alles Streben dahinsiecht“ (ebd., 36). Obwohl Brandes das Œuvre N.s insgesamt mit großer Wertschätzung charakterisiert und ihn als den „interessanteste[n] Schriftsteller“ in der „Literatur des gegenwärtigen Deutschlands“ bezeichnet (ebd., 25), beanstandet er N.s Tendenz, wesentliche Einflüsse anderer Autoren auf sein Werk zu kaschieren und gerade gegen anregende Vorgänger besonders zu polemisieren (vgl. ebd., 97–101).

Thomas Mann würdigt UB I DS emphatisch, wenn er 1947 in seinem Essay *Nietzsche's Philosophie im Lichte unserer Erfahrung* erklärt, N. sei „vor allem ein großer Kritiker und Kultur-Philosoph" gewesen, der seine spätere „Lehrbotschaft" auch in den *Unzeitgemässen Betrachtungen* „bereits vollkommen und fertig" zum Ausdruck gebracht habe (Thomas Mann 1990, Bd. IX, 682, 685): „Seine glänzende Diatribe gegen das altersschwache und vergnügte Buch des Theologen David Strauß ‚Der alte und der neue Glaube' ist das unmittelbarste Beispiel für diese Kritik eines Philisteriums der Saturiertheit, das den deutschen Geist aller Tiefe zu berauben droht. Und es hat etwas Erschütterndes, wie schon hier der jugendliche Denker prophetische Blicke vorauswirft auf das eigene Schicksal, das wie ein tragischer Lebensplan offen vor ihm zu liegen scheint. Ich meine die Stelle, wo er die ethische Feigheit des vulgären Aufklärers Strauß verhöhnt, der sich wohl hüte, aus seinem Darwinismus, aus dem bellum omnium contra omnes und dem Vorrecht des Stärkeren *Moralvorschriften für das Leben* abzuleiten, sondern sich immer nur in kräftigen Ausfällen gegen Pfaffen und Wunder gefalle, bei denen man den Philister für sich habe. Er selbst, das weiß er in seiner Tiefe schon, wird das Äußerste tun und selbst den Wahnwitz nicht scheuen, um den Philister *gegen* sich zu haben" (ebd., 687–688). Auch **Max Scheler** hält UB I DS für eine „Glänzende Streitschrift" (vgl. dazu den Beleg auf S. 338 im vorliegenden Kommentarband).

Die Positionen der Forschung im Hinblick auf das Pamphlet gegen David Friedrich Strauß, mit dem N. den Zyklus seiner *Unzeitgemässen Betrachtungen* eröffnete, sind heterogen: Manche Forscher vertreten die Auffassung, UB I DS könne durchaus Geltung als eine vollwertige Publikation N.s beanspruchen: So bezeichnet **Curt Paul Janz** UB I DS als „eine gültige, echt Nietzschesche Schrift" (Janz 1978, Bd. 1, 536). Andere hingegen betrachten *David Strauss der Bekenner und der Schriftsteller* als ein schwaches Werk oder sogar als die schlechteste der vier *Unzeitgemässen Betrachtungen*. So erklärt **Karl Pestalozzi**: „Es macht freilich die Schwäche dieser Schrift aus, daß Nietzsches eigenes Konzept darin nur ganz nebenbei aufscheint, so daß sie, für sich betrachtet, den Eindruck bloßer Destruktivität hinterläßt" (vgl. Pestalozzi 1988, 105). Eine besonders prononcierte Kritik formuliert bereits **Giorgio Colli** in seinem Nachwort zu KSA 1; hier wendet er sich sowohl gegen Strauß' ANG als auch gegen N.s UB I DS: Die „erste *Unzeitgemässe Betrachtung*: *David Strauss*, [ist] das schwächste Werk, das Nietzsche je veröffentlicht hat, gerade wegen seiner ‚Zeitgemäßheit'. Was schert uns heute, nach einem Jahrhundert, dieser farblose Philister? Wie können wir dessen ‚neuen Glauben' ernst nehmen, gegen den Nietzsche seine überflüssigen Blitze schleudert? Zwar fehlt es nicht an Glanzlichtern, die den späteren souveränen Polemiker ankündigen, aber insgesamt ist hier auch Nietzsche schwerverdaulich – und nicht nur wegen der Unzuläng-

lichkeit seines Angriffsziels, sondern auch wegen seiner eigenen schulmeisterlichen Pedanterie, mit der er zum Beispiel am Schluß eine langweilige Liste der stilistischen Fehler von Strauss erstellt. Nietzsche hat kein Glück gehabt; er verstand es damals noch nicht, sich Gegner auszusuchen, die Zukunft vor sich hatten" (KSA 1, 905–906).

I.6 David Friedrich Strauß: Biographie und Werk

Öffentliche Aufmerksamkeit erlangte David Friedrich Strauß insbesondere mit seinem Buch *Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet* (1835/36), das ihn einerseits zum „berühmteste[n] Theologe[n] Deutschlands" avancieren ließ, andererseits aber zugleich auch einen Skandal auslöste, weil es heftige theologische Kontroversen zur Folge hatte. Strauß betonte eine prinzipielle Differenz zwischen dem historischen Jesus und der Divinität des Christus-Bildes in den Evangelien, das die Basis der kirchlichen Tradition darstellt. Im Unterschied zu den Parteien der Supranaturalisten und der Rationalisten in der zeitgenössischen Theologie versuchte Strauß mit dem Mythos-Begriff einen neuen Zugang zu den Evangelien zu gewinnen. Seine entschiedene Kritik an der dokumentarischen Basis der Evangelien führte im orthodoxen Protestantismus zum Eklat und hatte zur Folge, dass Strauß seine Position als Repetent am Tübinger Stift verlor und dass auch seinen späteren Ambitionen auf ein akademisches Lehramt kein Erfolg beschieden war. Seit der Publikation seines Buches *Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet* galt er unter den Theologen als „für jede kirchliche und akademische Stellung lebenslänglich unmöglich" (Karl Barth 1952, 491). – Eine zentrale Bedeutung erlangte David Friedrich Strauß allerdings im Zusammenhang mit der ‚Leben-Jesu-Forschung', die in ihren Wurzeln bis in die Epoche der Aufklärung zurückreichte. Sie verfolgte die Intention, die Biographie des historischen Jesus von Nazareth mithilfe wissenschaftlich-kritischer Methoden zu untersuchen. Auf der Basis quellenkritischer Forschungen versuchte Strauß den mythologischen Charakter biblischer Darstellungen aufzuzeigen und zugleich auch ihre dogmatischen Prägungen deutlich zu machen. (Zur theologischen Thematik vgl. Theißen/Merz 2011.)

David Friedrich Strauß wurde am 27. Januar 1808 in Ludwigsburg geboren. Nach dem Besuch der Lateinschule in Ludwigsburg kam er im Alter von dreizehn Jahren an das traditionsreiche Seminar in Blaubeuren und durchlief dort die württembergische Predigerausbildung: Nachdem er vier Jahre in Blaubeuren verbracht hatte, besuchte er ab 1825 gemeinsam mit seinen Freunden Friedrich Theodor Vischer und Christian Märklin das Evangelische Stift zu Tübingen und beendete dort fünf Jahre später sein Theologiestudium. Prägenden

Einfluss auf Strauß hatten seine akademischen Lehrer Friedrich Heinrich Kern und vor allem Ferdinand Christian Baur, der seine religionsgeschichtlichen Forschungen auch im Unterricht vermittelte. Während seines Theologiestudiums am Tübinger Stift wurde Strauß insbesondere mit der Religionsphilosophie Schellings und der Theologie Schleiermachers vertraut gemacht und beschäftigte sich überdies mit Themen der Romantik, Mystik und Naturphilosophie. Außerdem lernte er die Philosophie Hegels kennen, die für ihn in der Folgezeit große Bedeutung erlangte. Gemeinsam mit Freunden las er Hegels *Phänomenologie des Geistes*. Nach seinem Examen war Strauß zunächst als Vikar tätig, anschließend als Repetent am Maulbronner Seminar, wo er Latein, Geschichte und Hebräisch unterrichtete.

Weiterführende Informationen zu Leben und Werk von David Friedrich Strauß bieten die *Theologische Realenzyklopädie* [TRE] und *Religion in Geschichte und Gegenwart* [RGG]. An den einschlägigen Artikeln zu Strauß vor allem von Thomas K. Kuhn in TRE, daneben auch von Friedrich Wilhelm Graf in RGG ist das vorliegende Kapitel I.6 wesentlich orientiert. Vgl. die detaillierten Angaben zu Biographie und Werk von David Friedrich Strauß bei Thomas K. Kuhn 2001, 241–246. Einen kurzen Handbuch-Artikel bietet Friedrich Wilhelm Graf 2004, 1774–1775. Vgl. darüber hinaus die umfangreiche Dissertation von Friedrich Wilhelm Graf über *Kritik und Pseudo-Spekulation. David Friedrich Strauß als Dogmatiker im Kontext der positionellen Theologie seiner Zeit* (1982).

Mit einer an Forschungen seines Lehrers Baur ausgerichteten religionsgeschichtlichen Studie wurde Strauß in absentia promoviert. Bei einem Aufenthalt in Berlin hatte Strauß die Gelegenheit, Hegel kurz vor dessen Tod 1831 noch selbst an der Universität zu hören. Außerdem machte er dort die Bekanntschaft mit Schleiermacher und nahm Kontakt zu Hegel-Schülern auf. Im Jahre 1832 wurde Strauß als Repetent an das Tübinger Stift zurückberufen, wo er sehr erfolgreich die Philosophie Hegels lehrte, bis ihm bereits im Jahre 1833 das Halten seiner Vorlesungen verboten wurde. In der Folgezeit verfasste Strauß sein Buch *Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet* (1835/36), das den religionskritischen Positionen von Hermann Samuel Reimarus nahestand (vgl. dazu NK 183, 14 – 184, 5 und NK 231, 2–5), nach der Publikation geradezu einen Skandal auslöste und zur Entlassung des Autors aus dem Kirchendienst führte. Denn Strauß hielt aufgrund textkritischer Untersuchungen das Leben Jesu in den Evangelien für historisch nicht gesichert und sah die biblischen Darstellungen letztlich als Resultat von Legendenbildung und Mythenkonstitution an. Dabei verstand Strauß die neutestamentlichen Mythen als „geschichtsartige Einkleidungen urchristlicher Ideen“ (Graf 2004, 1042). Nachdem David Friedrich Strauß seine Stelle am Tübinger Stift infolge der heftigen Kontroversen und Debatten über *Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet* verloren hatte, übte er

vorübergehend eine Unterrichtstätigkeit am Ludwigsburger Lyceum aus. Später hielt er sich als Privatgelehrter in verschiedenen Städten auf, beispielsweise in Stuttgart, Weimar, München, Köln und Heidelberg. In Stuttgart verfasste Strauß 1836 seine drei *Streitschriften zur Vertheidigung meiner Schrift über das Leben Jesu und zur Charakteristik der gegenwärtigen Theologie* (1837). In der 3. Auflage seines Buches *Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet* (1838/39) lässt Strauß den historischen Jesus wieder positiver erscheinen: sogar als ein religiöses Genie. Allerdings verwirft Strauß später diese nachträgliche Abmilderung, weil er in solcher Konzilianz eine ‚Selbstvernichtung des Werkes' erblickt, und kehrt zu seinen früheren, radikaleren Positionen zurück. Eine Schwäche der Straußschen Konzepte wurde darin gesehen, dass er die neutestamentliche Geschichte nur negiere, ohne – wie sein Lehrer Baur – zu zeigen, auf welche Weise Christentum und Neues Testament aus Mythos und Idee hervorgegangen seien (so Kienzler 1996, Sp. 28). Von theologischen Positionen entferne sich Strauß dabei so weit, dass „Jesus nur noch als Verkünder einer reinen Kultur- und Humanitätsreligion" übrigbleibe (ebd., 29).

Die Berufung des protestantischen Theologen Strauß zum Professor für Dogmatik und Kirchengeschichte an die Universität Zürich scheiterte im Jahre 1839 an massiven Protesten der dortigen Bevölkerung, so dass Strauß noch am Tage seines Stellenantritts pensioniert werden musste. Dieser sogenannte ‚Straussenhandel' hatte auch politische Konsequenzen, weil der ‚Züriputsch' von 1839 zum Sturz der liberalen Regierung von Zürich führte. – In den folgenden Jahren konzentrierte sich Strauß auch weiterhin auf seine Arbeiten zur historisch-kritischen Theologie und publizierte sein zweibändiges Werk *Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwicklung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft dargestellt* (1840/41), in dem er zunächst die traditionelle christliche Lehre darstellt, um sich dann ihrer Auflösung durch den Rationalismus zuzuwenden und dabei kompromisslos die Inkompatibilität der christlichen Religion mit der modernen Wissenschaft darzulegen. Wichtig ist ihm dabei der Anspruch, eine nachchristliche Humanitätsreligion zu entwerfen. In diesem Buch, das vergleichsweise wenig Resonanz fand, übt Strauß Kritik an theologischen Dogmen, und zwar mit Methoden der kritischen Christologie, die er bereits im *Leben Jesu* entfaltet hatte. Oft zitiert man daraus sein Diktum: „Die wahre Kritik des Dogmas ist seine Geschichte" (ebd., Bd. 1, 71). Da jedoch Bruno Bauer und Ludwig Feuerbach zur gleichen Zeit radikalere Thesen formulierten als David Friedrich Strauß, zog seine *Christliche Glaubenslehre* eine geringere öffentliche Aufmerksamkeit auf sich als einige Jahre zuvor *Das Leben Jesu*. Dennoch blieb auch dieses Buch für die protestantische Theologie als „negative Bezugsgröße" bedeutsam (vgl. Friedrich Wilhelm Graf 1982, 40). Wie schon im *Leben Jesu* stellt Strauß in seinem Werk *Die christliche Glau-*

benslehre das Christentum ebenfalls als Immanenzreligion dar: Der Menschheit schreibt er hier gottmenschliche Attribute zu und substituiert die Vorstellung eines Endgerichts durch die Imagination einer Vollendung der Welt in der Geschichte. Die späteren Veröffentlichungen von Strauß erschienen eher als ‚Parerga' von geringerer Bedeutsamkeit und Resonanz, so dass vor diesem Hintergrund sein späteres Werk *Der alte und der neue Glaube* umso mehr Aufmerksamkeit fand.

Während der Revolution 1848/49 engagierte sich David Friedrich Strauß politisch. In Ludwigsburg ließ er sich als liberaler Kandidat für die Frankfurter Nationalversammlung nominieren. Bei der Wahl seinem konservativen Konkurrenten unterlegen, wurde Strauß dann Abgeordneter im württembergischen Parlament in Stuttgart, das er nach Konflikten sowohl mit Radikalen als auch mit Konservativen über den von ihm selbst vertretenen gemäßigten bürgerlichen Liberalismus allerdings noch im selben Jahr wieder verließ. Nach dem Revolutionsjahr 1848 trat Strauß vor allem als Verfasser von Biographien hervor, die sich u. a. auf den rebellischen schwäbischen Freiheitsdichter Schubart, auf die Humanisten Frischlin und Hutten sowie auf die Aufklärer Reimarus und Voltaire konzentrierten.

Grundlegende Veränderungen ergaben sich für David Friedrich Strauß wie für andere zeitgenössische Liberale im Jahre 1861 durch die Thronbesteigung Wilhelms I. in Berlin, die mit dem Ende der reaktionären Phase verbunden war. In der Folgezeit erfuhr Strauß zusehends Anerkennung als repräsentativer Autor, nachdem der Skandal, der den Beginn seiner theologischen Karriere überschattet hatte, in Vergessenheit geraten war. Nach dieser politischen Wende wurde der kritische Theologe David Friedrich Strauß erneut aktiv, indem er weitere Bücher publizierte: *Der Christus des Glaubens und der Jesus der Geschichte. Eine Kritik des Schleiermacher'schen Lebens Jesu* (1865) sowie *Die Halben und die Ganzen. Eine Streitschrift gegen die HH. DD. Schenkel und Hengstenberg* (1865). Mit diesen Werken griff Strauß die kompromisslerischen Tendenzen der Vermittlungstheologen an, die zwar dazu bereit waren, die historische Kritik als theologische Methode zu akzeptieren, aber inkonsequenterweise dennoch auf die traditionelle Dogmatik der Theologie fixiert blieben.

In den 1860er Jahren begann David Friedrich Strauß seine theologischen Hauptwerke *Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet* (1835/36) und *Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwicklung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft dargestellt* (1840/41) neu zu konzipieren, und zwar mit dem Ziel, seine Bibel- und Dogmenkritik zu popularisieren. Indem Strauß eine antiklerikale Reform des Christentums propagierte, setzte er sich für eine Humanitätsreligion ohne Kirche ein. Fast drei Jahrzehnte nach dem Werk *Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet* (1835/36) erschien als modifizierte Textversion

Das Leben Jesu für das deutsche Volk bearbeitet (1864). N. rezipierte es im Frühling 1865 noch während seiner Studienzeit (vgl. Paul Deussen 1901, 20). Da Strauß auf dieses Werk jedoch weniger Resonanz erhielt, als er erhofft hatte, begann er, sein Buch *Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwicklung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft dargestellt* (1840/41) zu überarbeiten und dabei zugleich zu radikalisieren. Während des deutsch-französischen Krieges von 1870/71 nahm Strauß brieflich Kontakt zu Ernest Renan auf, dem Autor des Buches *Vie de Jésus* (1863), das unter dem Titel *Das Leben Jesu* in deutscher Übersetzung erschien (4. Aufl. 1864) und zu einem wichtigen Referenzmedium für N.s eigene Auseinandersetzung mit dem Christentum wurde. Strauß publizierte den Briefwechsel mit Ernest Renan unter dem Titel *Krieg und Friede: Zwei Briefe an Ernest Renan nebst dessen Antwort auf den ersten* (1870). Anstelle einer umgearbeiteten Version der *Christlichen Glaubenslehre* publizierte David Friedrich Strauß im Jahre 1872 sein neues Buch *Der alte und der neue Glaube. Ein Bekenntniß* (1872), in dem er unter Rückgriff auf Natur- und Geschichtskonzepte von Schopenhauer, Darwin, Haeckel und anderen Autoren eine Weltanschauung entwirft, die materialistisch und darwinistisch ausgerichtet ist und sich sowohl von Prämissen der Hegelschen Philosophie als auch von christlichen Überzeugungen weit entfernt. Am 8. Februar 1874 starb Strauß in Ludwigsburg.

Wirkungsgeschichtlich gilt David Friedrich Strauß' Werk *Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet* als das wichtigste seiner Werke, weil es über lange Zeit den theologischen Diskurs prägte (vgl. Kuhn 2001, 243). Zwar wurde der Name Strauß infolgedessen „zum Symbol des ungläubigen Theologen stilisiert" (vgl. ebd., 244), aber zugleich führte die radikale, den Prinzipien der Aufklärung verpflichtete Bibel- und Dogmenkritik in diesem Werk zu folgenreichen theologischen und religionsphilosophischen Debatten über die Korrelationen zwischen Geschichte, Wissen und Glauben, deren Nachwirkungen bis in die Gegenwart reichen. Denn das durch Strauß eröffnete Spannungsfeld von Mythos und Entmythologisierung sowie von „Historie und Kerygma", mit dem er sich sowohl von supranaturalistischen als auch von rationalistischen Konzepten abgrenzte, stimulierte die Forschung zum Neuen Testament im 20. Jahrhundert auf maßgebliche Weise (vgl. ebd.).

I.7 Strauß' Buch *Der alte und der neue Glaube. Ein Bekenntniß*

In seinem Buch *Der alte und der neue Glaube. Ein Bekenntniß* propagiert Strauß einen ‚neuen Glauben', der von Hegels Geschichtsphilosophie, von Darwins

Evolutionstheorie sowie vom Weltbild der modernen Wissenschaften überhaupt nachhaltig beeinflusst ist. Gerade an diesem provokativen Ansatz des Theologen Strauß nahmen vor allem konservative christliche Kreise Anstoß. Sie hielten sein Buch *Der alte und der neue Glaube. Ein Bekenntniß* für höchst problematisch, weil Strauß in diesem Werk, ausgehend von fortschrittlichen Prämissen und kritischer Epochendiagnose, die orthodoxen Fundamente des Christentums zu eliminieren versucht. Denn Strauß verabschiedet mit seinem radikalen Konzept zentrale christliche Denktraditionen und Glaubensinhalte. Bei seiner umfassenden Neuorientierung meint er sich auf zahlreiche fortschrittlich gesonnene Zeitgenossen berufen zu können, die seine Überzeugungen gleichfalls vertreten. Diese Gruppe möglicher Gefolgsleute versucht Strauß in ANG demonstrativ durch das Personalpronomen „wir" zu vereinnahmen, das er in seinem Buch mit penetrantem Nachdruck wiederholt, um eine Gruppenidentität von Anhängern zu konstituieren. In der Tat fand Strauß mit seinem Konzept einer pantheistisch ausgerichteten Humanitätsreligion, mit dem er sich energisch vom orthodoxen Christentum distanzierte, Anklang in manchen progressiv gesonnenen Gruppierungen. In diesen Kreisen galt *Der alte und der neue Glaube. Ein Bekenntniß* sogar als eine Art von ‚Kultbuch'.

Dass Strauß' ANG in N.s Umfeld auf entschiedene Ablehnung stieß, hat unterschiedliche Gründe. Zum einen gab es fundamentale ideologische Diskrepanzen zwischen dem liberalen Fortschrittsdenken und Humanitätskonzept, das David Friedrich Strauß propagierte, und dem kulturreformatorischen Pathos Richard Wagners, von dem auch sein Umfeld maßgeblich geprägt war. Zum anderen wurden Einwände formuliert, die auf den gedanklichen Gestus und die stilistische Gestaltung von ANG zielten. So bezeichnete Cosima Wagner Strauß' ANG in einer Tagebuch-Notiz vom 7. Februar 1873 als „entsetzlich seicht" (Cosima Wagner: Tagebücher, Bd. I, 1976, 638). Der Musikkritiker und Schriftsteller Edouard Schuré schrieb N. am 13. August 1873 an seinen Urlaubsort Flims einen Brief, in dem er enthusiastisch auf die soeben erschienene UB I DS reagierte und zugleich „das nüchterne und altkluge Buch von Strauß" verurteilte, vor allem „seine lächerlich-impertinent frivole Widerlegung Schopenhauers" und „die verflachend unersprießliche Tendenz der ganzen Schrift" (KGB II 4, Nr. 452, S. 286). Franz Overbeck nahm in seiner Schrift *Ueber die Christlichkeit unserer heutigen Theologie. Streit- und Friedensschrift* (1873, 75) Anstoß an Strauß' „moralisch-religiösen Rathschlägen und Schilderungen", die bloß „die Oberfläche des menschlichen Treibens streifen, das etwa in den Zeitungen an das Tageslicht tritt".

Sogar Emil Kuh, der sich 1878 mit seiner umfangreichen Rezension *Professor Friedrich Nietzsche und David Friedrich Strauß. Eine kritische Studie* vehement gegen N.s UB I DS wendete, musste konzedieren: „‚Der alte und der neue

Glaube' ist keines der besten Bücher des berühmten Verfassers" (zitiert nach dem Wiederabdruck von Emil Kuhs Rezension in Hauke Reich 2013, 432). Zu Kuhs kritischen Argumenten vgl. die Belege in Kapitel I.5 dieses Überblickskommentars. – N. moniert in UB I DS nicht nur die Schwächen von Strauß' Argumentation, sondern darüber hinaus auch erhebliche Defizite in der sprachlichen Gestaltung, die er durch eine Vielzahl von Textzitaten zu belegen sucht. Giorgio Colli übt zu Recht Kritik sowohl an Strauß' ANG als auch an N.s Polemik gegen dieses Buch in UB I DS. So hält er UB I DS sogar für „das schwächste Werk" N.s überhaupt (vgl. dazu sein Urteil im Nachwort zu KSA 1, 905–906 – ausführlich zitiert am Ende von Kapitel I.5 dieses Überblickskommentars).

Die Struktur des Buches *Der alte und der neue Glaube. Ein Bekenntniß* ist durch vier Fragen vorgegeben, mit denen Strauß jeweils die Hauptkapitel betitelt hat: I. Sind wir noch Christen? – II. Haben wir noch Religion? – III. Wie begreifen wir die Welt? – IV. Wie ordnen wir unser Leben? – Während Strauß die ersten beiden Fragen im Sinne seiner kritischen Theologie, die auf eine Abkehr vom traditionellen christlichen Glauben zielt, negativ beantwortet, versucht er in den anschließenden beiden Kapiteln, die sich auf die Beantwortung der dritten und vierten Frage konzentrieren, den „neuen Glauben" positiv darzustellen. Zu diesem Zweck rekapituliert Strauß im dritten Kapitel von ANG Aspekte moderner Wissenschaften, indem er sich auf philosophische, kosmologische und biologische Konzepte vor allem von Kant, Lamarck, Haeckel und Darwin beruft. In diesem Kontext entwirft Strauß auch diffus bleibende Vorstellungen von einem Glauben an das Universum und von einem „Gefühl für das All" (ANG 143, 19–20). – Diese Imagination verspottet N., wenn er im 3. Kapitel von UB I DS ironisch erklärt, Strauß vermeine in ANG „den Katechismus ‚der modernen Ideen' zu schreiben und die breite ‚Weltstrasse der Zukunft' zu bauen" (175, 24–25). Zudem kritisiert N. im 9. Kapitel von UB I DS schon diesen Begriff des ‚neuen Glaubens' selbst (210–212). So konstatiert er polemisch, Strauß habe „nie aufgehört", ein „christlicher Theologe zu sein", und „deshalb nie gelernt [...] Philosoph zu werden"; infolgedessen sei er auch nicht dazu imstande, „zwischen Glauben und Wissen zu unterscheiden", und nenne daher permanent „seinen sogenannten ‚neuen Glauben' und die neuere Wissenschaft in Einem Athem" (210, 22–27). Auf diese Weise suggeriere Strauß fälschlich, diese Begriffe seien Synonyma (vgl. 210, 29–34). N. selbst hält dieser irrtümlichen Annahme seine resümierende Feststellung entgegen, die den Kontrast exponiert und zugleich auch die Radikalität evident macht, die für die Konzepte des Theologen Strauß in ANG charakteristisch ist: „Im Grunde ist also die neue Religion nicht ein neuer Glaube, sondern fällt mit der modernen Wissenschaft zusammen, ist also als solche gar nicht Religion" (211, 5–7). Laut

N. erweist sich die Spezifikation von ‚Glauben' in ‚alten Glauben' und ‚neuen Glauben' als nur scheinbare und bedarf der Revision. Denn ein mit der modernen Wissenschaft koinzidierender ‚neuer Glaube' gerät dadurch in ein antagonistisches Verhältnis zum religiösen Glauben schlechthin, lässt sich unter ihn also prinzipiell nicht im Sinne einer differentia specifica subsumieren. – Im Hinblick auf Strauß' Begrifflichkeit reagiert übrigens zuvor bereits Richard Wagner skeptisch auf den Titel der Schrift, wie Cosima Wagner am 20. März 1873 im Tagebuch notiert: „‚Was nennt er denn neuen *Glauben*', sagt R., ‚wie kommt das Wort hierher, denn etwa die Unbegreiflichkeit der großen Männer verehren, das meint er doch nicht'" (Cosima Wagner: Tagebücher, Bd. I, 1976, 657).

Im vierten Kapitel von ANG wendet sich Strauß unter antidemokratischen Prämissen ethischen und sozialtheoretischen Aspekten zu. Geprägt vom Hegelschen Idealismus, bezeichnet Strauß die Welt als „Werkstätte des Vernünftigen und Guten" (ANG 140). Deutlich zu erkennen ist hier der Einfluss von Hegels berühmtem Diktum aus der Einleitung zu den *Grundlinien der Philosophie des Rechts oder Naturrecht und Staatswissenschaft im Grundrisse*, das N. in UB I DS zur „Vernünftigkeit alles Wirklichen" verkürzt (170, 3–4) und als Negativetikett einsetzt, um ein affirmatives Festhalten am Status quo als typisch philiströses Verhalten zu charakterisieren. (Zum Wortlaut des Hegel-Zitats, zu seinen Implikationen im Werkkontext und zum Missverständnis bei N. vgl. NK 170, 3–4.) Auch andere Rezipienten reagierten auf Strauß' Darlegungen im 3. und 4. Kapitel von ANG besonders kritisch.

Aufgrund seiner Überzeugung von der „aristokratischen Natur des Geistes" (KSA 1, 698, 11–12), die schon in den Vorträgen *Ueber die Zukunft unserer Bildungsanstalten* präsent ist und auf die Idee einer „aristokratisch[en] [...] Natur" in Schopenhauers Schrift *Ueber die Universitäts-Philosophie* zurückgeht (PP I, Hü 209), goutiert N. durchaus die antidemokratischen Tendenzen in Strauß' Buch *Der alte und der neue Glaube. Ein Bekenntniß*. So betont er, dass „Strauss einmal sich zum kecken Vertheidiger des Genies und überhaupt der aristokratischen Natur des Geistes aufwirft" (199, 23–25). Allerdings relativiert N. die positive Bewertung sogleich wieder, indem er Gründe dafür sucht, dass Strauß gerade nicht das typische Verhalten eines ‚Philisters' zeige, dem grundsätzlich „das Genie verhasst" sei (199, 20–21). Letztlich deutet N. die geistesaristokratischen Tendenzen in ANG als unauthentischen Gestus, nämlich als bloß vordergründigen Reflex, der auf Strauß' „Furcht [...] vor den Socialdemokraten" zurückgehe (199, 25–26).

Mit den Textpartien „Von unseren großen Dichtern" und „Von unseren großen Musikern", die im Buch *Der alte und der neue Glaube. Ein Bekenntniß* als Zugaben fungieren, will Strauß den kulturellen Fortschritt dokumentieren. Zu

diesem Zweck interpretiert er die historische Reihenfolge der drei Komponisten Haydn, Mozart und Beethoven in Analogie zu Prozessen in der Vegetation: „Wir haben nämlich drei Stufen einer normalen Entwicklung vor uns, drei Meister, davon jeder folgende sich auf des Vorgängers Schultern stellt, es ist gleichsam Knospe, Blüthe und Frucht, die wir auseinander hervorgehen sehen" (ANG 361, 26–30). N. kommentiert diese bildhafte Veranschaulichung so: „Und nun wird es auch immer lustiger! Plötzlich sehen wir ‚drei Meister, davon jeder folgende sich auf des Vorgängers Schultern stellt' (S. 361), ein rechtes Kunstreiterstückchen, das uns Haydn, Mozart und Beethoven zum Besten geben [...]" (240, 8–12). Vermutlich knüpft Strauß in dieser ANG-Passage, durch die sich N. zur ironischen Replik provoziert sieht, an Aufhebungs- und Überbietungskonstellationen in der Entwicklung des Bewusstseins gemäß Hegels *Phänomenologie des Geistes* an. Biologische Metaphorik findet sich häufig in geschichtsphilosophischen Kontexten und bestimmt beispielsweise auch Herders triadisches Modell der Kulturentwicklung. Konkrete Divergenzen ergeben sich überdies zwischen Strauß' Perspektive auf Beethoven und dem Bild des Komponisten, das Wagner in seiner „herrliche[n] Festschrift über Beethoven" entwirft – so N.s Eloge im „Vorwort an Richard Wagner" in der *Geburt der Tragödie* (KSA 1, 23, 19).

David Friedrich Strauß hat ANG von der vierten Auflage an um einen auf das Jahresende 1872 datierten Anhang ergänzt. Sein Titel lautet: *Ein Nachwort als Vorwort zu den neuen Auflagen meiner Schrift: Der alte und der neue Glaube* (1873). Vier Jahre später wurde dieser Text auch im Rahmen einer Strauß-Werkausgabe publiziert: vgl. Strauß' *Gesammelte Schriften* (Bd. 6, 1877, 255–278). – David Friedrich Strauß reagiert mit diesem *Nachwort als Vorwort*, das er nach eigenen Angaben bereits „am letzten Tage des Jahres 1872" abgeschlossen hatte (vgl. ebd., 278), auf die umfangreiche kritische Resonanz, die durch die vorangegangenen drei Auflagen seines Buches ANG ausgelöst worden war. Das breite ideologische Spektrum der kritischen Stellungnahmen zu Strauß' Werk erhellt schon aus einer Aussage des Autors selbst, der in seinem Buch-Anhang *Ein Nachwort als Vorwort zu den neuen Auflagen meiner Schrift: Der alte und der neue Glaube* von einem „Kreuzfeuer der Orthodoxen und der Fortschrittstheologen, der Conservativen und der Socialdemokraten" spricht (ANG, *Nachwort als Vorwort*, 8). – Im vorliegenden Kommentar wird dieser Anhang (wie in der von N. zugrunde gelegten Edition) mit einer neuen Paginierung versehen und jeweils in Verbindung mit dem Kürzel ANG, *Nachwort als Vorwort* zitiert.

I.8 Die Struktur des Gedankengangs in der Abfolge der Kapitel

N. hat seine Schrift *David Strauss der Bekenner und der Schriftsteller* (157–242) in zwölf bezifferte Kapitel von unterschiedlichem Umfang gegliedert. Nach der Exposition in den Kapiteln 1 und 2 eröffnet N. seine Polemik im 3. Abschnitt. Ihm folgt in den Kapiteln 4 bis 7 die Kritik an Strauß' Konzeption eines ‚neuen Glaubens'. Der Attacke auf die Universitätsgelehrsamkeit in Abschnitt 8 schließt sich in den Kapiteln 9 bis 12 eine ausführliche Stilkritik an.

1.

Im 1. Kapitel von UB I DS (159–164) beschreibt N. anfangs Konsequenzen des Krieges von 1870/71 für die Kultur. Zunächst formuliert er die provokative These: „ein grosser Sieg ist eine grosse Gefahr. Die menschliche Natur erträgt ihn schwerer als eine Niederlage" (159). Anschließend spezifiziert er diese Aussage, indem er betont, der „Siegesjubel" könne in eine wahnhafte „Selbstglorification" münden, die letztlich die „Exstirpation des deutschen Geistes zu Gunsten des ‚deutschen Reiches'" zur Folge habe (160). Durch den Sieg über die Franzosen sieht N. bei den Deutschen eine euphorische Selbstüberschätzung entstehen, wenn von der eigenen militärischen Überlegenheit zu Unrecht auf einen Primat auch in der Kultur geschlossen wird.

N. vollzieht eine ‚unzeitgemäße' Inversion der „öffentlichen Meinung" (159), indem er darlegt, welche problematischen Folgen sich aus dem allgemeinen nationalen Triumph durch den „Irrthum" ergeben, „dass auch die deutsche Kultur in jenem Kampfe gesiegt habe" (159). Dieser von Schriftstellern, Gelehrten und Journalisten geförderten Illusion (161–162) hält N. seine Überzeugung entgegen, dass die „productive Kultur" der Franzosen (163) auch nach dem Sieg des deutschen Militärs weiterhin dominiert und von den Deutschen lediglich imitiert wird (163).

Vom äußeren Gegner wechselt die Perspektive dann zum „inneren Feind" (160). Mit einer nur scheinbar von Kultiviertheit zeugenden „Gebildetheit" (160) kontrastiert N. die „ächte deutsche Bildung" (161). Denjenigen, die vorschnell vom „Siege der deutschen Bildung und Kultur" ausgehen (162–163), attestiert er Ignoranz und eine „phlegmatische Gefühllosigkeit für die Kultur" (163). Dieser Diagnose einer problematischen Fehlhaltung lässt N. die zentrale Definition folgen: „Kultur ist vor allem Einheit des künstlerischen Stiles in allen Lebensäusserungen eines Volkes" (163). In Opposition zu diesem Anspruch sieht er die Kultur der Deutschen von einem „chaotischen Durcheinander aller

Stile“ mit Elementen „aller Zeiten und aller Zonen“ bestimmt, also von einer „Barbarei“, für die der Gegensatz zur „Kultur“ charakteristisch ist (163). N. konstatiert ein fundamentales Defizit: „bis jetzt giebt es keine deutsche originale Kultur“ (164).

2.

Im 2. Kapitel (164–173) stellt N. fest, nur sehr wenige Zeitgenossen seien dazu imstande, das Vorhandensein dieses „offenkundigen Defektes“ (164) zu diagnostizieren: Laut N. sind es am ehesten die „grossen Künstler“, während die „Gebildeten“ (164) zu einer mit Illusionen verbundenen Selbstzufriedenheit tendieren. Das Fehlen „einer productiven und stilvollen Kultur“ (164) in Deutschland bleibt nach N.s Auffassung deshalb unbemerkt, weil die zur Machtinstanz avancierten „Bildungsphilister“ (165) ein Meinungsmonopol „über alle deutschen Kulturprobleme“ (167) für sich beanspruchen. Das von Ignoranz zeugende Selbstbild des ‚Bildungsphilisters‘ besteht in dem „Aberglauben“, selbst „Musensohn und Kulturmensch“ sowie „der würdige Vertreter der jetzigen deutschen Kultur“ zu sein (165).

Von der nur vordergründigen Homogenität, an der die Mentalität der sogenannten „Gebildeten“ zu erkennen ist, grenzt N. die genuine „Einheit des Stiles“ ab, welche die „wahre Kultur“ charakterisiert (165). Sie unterscheidet sich grundlegend vom Gestus der Philister, die im Medium einer „stilisirten Barbarei“ einheitliche Grundmuster bloß suggerieren (166). Während der Philister als „negatives Wesen“ (166) das produktive Engagement der Kulturschaffenden behindert (166–167), erweisen sich die „heroischen Gestalten“ der deutschen Kultur selbst als „Suchende“ (167). Insofern entsprechen sie nicht dem sakrosankten Bild von den angeblich immer schon fertigen „Klassiker[n]“ (168), deren Werke den geistig Bequemen zu harmloser ‚Erbauung‘ dienen (168). Nach dem kulturellen Pluralismus am Anfang des 19. Jahrhunderts, der zu Irritation und Desorientierung führte, sieht N. das beschauliche „Philisterglück“ (168) durch die Illusion bedingt, man habe das eigentlich erst zu Suchende längst gefunden. Auf diese Weise verschaffen sich die Philister die Möglichkeit, sich im Refugium der „Beschränktheit“ einzurichten (169), und verweigern sich zugleich permanent jener ernsthaften Suche, die nach N.s Ansicht allein als produktive Klassiker-Nachfolge gelten kann (168).

Als weitere Strategien der Bildungsphilister zur Sicherung der eigenen Behaglichkeit beschreibt N. die Kultivierung idyllischer Lebensräume, die Verwandlung von Unruhe stiftenden Wissenschaften in „historische Disciplinen“ und das zur Abwehr unbequemer Neuerungen funktionalisierte „Verdikt ‚Epi-

gonenwerk'" (169). Vom Hass auf „den dominirenden Genius und die Tyrannis wirklicher Kulturforderungen" angetrieben (169), versuchen die Bildungsphilister die frischen Kräfte „zu lähmen" (169), um letztlich „alles beim Alten" lassen zu können (170). Ganz „der Alltäglichkeit" verhaftet (170), goutieren die Bildungsphilister künstlerische Exzesse allenfalls als amüsante Zerstreuung, die den bürgerlichen „Ernst des Lebens" (170) indes nicht in Frage stellen darf. Ihr banaler Kunstgeschmack ist daran zu erkennen, dass sie sich vorrangig für „epigonenhafte Nachahmung" der Wirklichkeit oder für „freie Copien" der „berühmtesten Werke der Klassiker" interessieren (170–171).

Als paradigmatische Repräsentanten des Philister-Typus betrachtet N. „David Strauss" (171), den er in diesem Abschnitt zum ersten Mal namentlich nennt, daneben aber auch den hegelianischen „Aesthetiker" Vischer (171). Kritisch beleuchtet N. sowohl Strauß' Vorbehalte gegenüber dem angeblich „Ungesunden und Unerspriesslichen" in Schopenhauers Philosophie (171) als auch Vischers Perspektive auf Hölderlin (172). In seiner eigenen Epoche sieht N. die „Periode der cynischen Philisterbekenntnisse" angebrochen (173). Diese Attitüde will er im Folgenden anhand von Strauß' „Bekenntnissbuch" exemplarisch attackieren (173).

3.

Im 3. Kapitel (173–177) beginnt N. seine Polemik gegen David Friedrich Strauß' Abhandlung *Der alte und der neue Glaube*, indem er zunächst den Untertitel *Ein Bekenntniß* spöttisch traktiert. Er begreift diesen Zusatz als programmatisch, weil er im Buch selbst eine „ununterbrochene Confession" am Werke sieht (174). Diese erscheint ihm als eine ebenso prätentiöse wie geistlose Selbstinszenierung (174–175). Für ridikül hält N. Strauß' Intention, „den Katechismus ‚der modernen Ideen' zu schreiben", um auf diese Weise eine „breite ‚Weltstrasse der Zukunft' zu bauen" (175). Nach N.s Ansicht ist das „Bekenntnissbuch" (173) vom Zynismus sowie von der Eitelkeit und maßlosen Selbstüberschätzung des Autors Strauß getragen, dessen banale Botschaften auch durch den prätentiösen „Religionsstifter-Ton" (176) und durch das suggerierte „Unisono" einer „Wir"-Gemeinschaft der Adressaten nicht an Substanz gewinnen (175). N. prognostiziert dem Werk eine Wirkungslosigkeit, die in einem grotesken Missverhältnis zum Zukunftsanspruch des „Religionsstifter[s]" steht (176).

4.

Vom 4. Kapitel (177–184) an entfaltet sich N.s polemische Strategie in der Form eines Frage-Antwort-Spiels, das er durch die folgenden Leitfragen strukturiert:

„Erstens: wie denkt sich der Neugläubige seinen Himmel? Zweitens: wie weit reicht der Muth, den ihm der neue Glaube verleiht? und drittens: wie schreibt er seine Bücher? Strauss, der Bekenner, soll uns die erste und zweite Frage, Strauss, der Schriftsteller, die dritte beantworten“ (177).

Indem N. den „Himmel des Neugläubigen“ sarkastisch als einen „Himmel auf Erden“ beschreibt (178), nimmt er zugleich auf Strauß’ Konzept einer Immanenzreligion Bezug. Dass sich der „zum Schwärmer gewordene Philister“ als „Stifter der Religion der Zukunft“ geriert (177), zeigt N. durch exemplarische Zitate aus Strauß’ Buch und vor allem durch seine süffisanten Kommentare. So versucht er das Konzept insgesamt zu konterkarieren. Zunächst verleiht er allerdings der begeisterten Zustimmung aus der imaginären Perspektive einer philiströsen Jüngerschar Ausdruck, um die trivialen Überzeugungen und die vorgeblich ins Universelle reichenden „höheren Interessen“ (178) des Religionsstifters und seiner Adepten ironisch ad absurdum zu führen. Dabei karikiert N. zugleich Züge der preußisch-deutschen Kultur seiner Zeit, die er für philiströs hält. Vor allem kritisiert N. ihre Vorliebe für nationale Ideale und populäre Geschichtsschreibung. Die Haltung des Philisters, der „Geist und Gemüth“ an kanonischen „Dichtern und Musikern“ weihevoll „erbaut“ (178–179), stellt N. als lächerlich dar, indem er die Prätentionen des Philisters auf seine banalen Interessen hin transparent macht.

Zu diesem Zweck zieht N. hier auch den ersten von zwei Zusätzen aus Strauß’ ANG mit heran, der den Titel *Von unseren großen Dichtern* trägt. Den Originalitätsanspruch des Autors desavouiert er, indem er die Antiquiertheit seiner Darlegungen betont: „den Geruch modernder Alterthümer“ (180). Nach N.s Ansicht lässt Strauß „die Klassiker“ zu einem sterilen „Wachsfigurenkabinet“ erstarren (181). Der auffällige Enthusiasmus für Lessings „Universalität“ erscheint ihm nicht nur bei Strauß, sondern auch bei Gervinus suspekt (182). Dass die Philister einvernehmlich berühmten Autoren wie Lessing und Winckelmann, Schiller und Goethe ihre Reverenz erweisen, betrachtet N. als degoutant. Nach seiner Überzeugung darf es nicht jedem „erlaubt sein, solche Männer zu loben!“ (184).

5.

Analog verfährt N. anschließend im 5. Kapitel (184–187). Hier macht er den zweiten Zusatz zu Strauß’ ANG mit dem Titel *Von unseren großen Musikern* zum Thema. Er verteidigt Beethoven und daneben auch Mozart gegen das banalisierende Lob von Strauß; außerdem versucht er Haydn gegen die Missverständnisse des Philisters zu schützen. Die von Strauß formulierten Fehlurteile ent-

larvt N. als Indiz für Ignoranz und für das Bedürfnis, sich die bedeutenden Komponisten pragmatisch für den Kammer-Götzendienst zurechtzuschneiden (187). Eine solche Indienstnahme betrachtet er auch deshalb als problematisch, weil „die ästhetische öffentliche Meinung“ aufgrund der weit verbreiteten Urteilsschwäche so anfällig für die Suggestionen „der dürftigsten Philisterei“ ist (187).

6.

Die erste seiner im 4. Kapitel exponierten Leitfragen, nämlich die Frage: „wie denkt sich der Neugläubige seinen Himmel?“ (177), beantwortet N. am Anfang des 6. Kapitels (188–193) polemisch: Er vergleicht den Kulturkonsum des Philisters mit dem Verhalten von „Gewürm“, das „in den Werken unserer grossen Dichter und Musiker“ haust und „bewundert, indem es frisst“ (188). Anschließend fragt N. nach dem „Muth, den die neue Religion ihren Gläubigen verleiht“ (188). Nur scheinbar legt er in dieser Hinsicht eine positive Antwort nahe, wenn er behauptet, Strauß sei „muthig wie ein Mameluk“ und fürchte „weder den Teufel noch Schopenhauer“ (189). Denn wenig später attestiert er seinem Gegner, er formuliere Lobreden auf Kant „mit dem vollen Muthe der Ignoranz“ (190). Anstelle einer Haltung, die von echter Courage zeugt, erkennt N. bei Strauß lediglich naive Egozentrik (188). Die „schönste Straussen-Idee vom Universum“ (189) und ein „schamloser Philister-Optimismus“ (191) haben ihn laut N. sogar zu dem Versuch getrieben, mithilfe fragwürdiger „Sophismen“ den Pessimismus zu widerlegen (192).

Nach N.s Auffassung hat sich Strauß durch die kritiklose Fixierung auf Schleiermacher und vor allem auf den angeblichen „Riesengeist“ Hegel eine Art unheilbarer Infektion zugezogen, die ihn für ein Verständnis Schopenhauers dauerhaft verdorben hat (191). So erklärt sich N. die Invektiven, die Strauß gegen die angeblichen „Absurditäten, Blasphemien, Ruchlosigkeiten“ der pessimistischen Philosophie Schopenhauers richtet (189). Indirekt argumentiert N. für die Philosophie Schopenhauers, indem er den naiven Optimismus seines Antipoden Strauß als eine zynische und „ruchlose Denkungsart“ kritisiert und dabei wörtlich auf eine Formulierung Schopenhauers zurückgreift (192). Als charakteristisch für die „Ekel“ erregende „Vulgarität“ von Strauß’ Gesinnung betrachtet N. die trivialisierende Fehldeutung von Schopenhauers Konzept der Verneinung und Askese (193).

7.

Im 7. Kapitel (193–200) fragt N. weiterhin nach dem „Muth“ seines Antipoden Strauß und betont eine symptomatische Diskrepanz: Während sich Strauß geradezu „tollkühn in Worten“ gebärde (193) und in ANG eine Attitüde besonderer Couragiertheit zur Schau trage, zeige sich die „natürliche Feigheit“ (194) des philiströsen Maulhelden schon an der praktischen Folgenlosigkeit seiner Behauptungen (194). Charakteristisch für Strauß sei es, dass er nach seiner Abkehr vom Christentum „Darwin als einen der grössten Wohlthäter der Menschheit“ preise (194), ohne aus Hobbes’ „bellum omnium contra omnes und dem Vorrechte des Stärkeren“ gemäß Darwins Theorie (194) auch konkrete Postulate im Sinne einer „Darwinistischen Ethik“ abzuleiten (195). N. führt diese Inkonsequenz darauf zurück, dass Strauß nicht den Beifall der Philister-Mehrheit riskieren will (195) und sich deshalb fortwährend an den zu erwartenden Publikumsgeschmack anzupassen versucht. Wenn Strauß in ANG alles „sittliche Handeln“ als „ein Sichbestimmen des Einzelnen nach der Idee der Gattung“ definiert (195), dann sieht N. daraus einen moralischen Imperativ resultieren, der „unbrauchbar und kraftlos“ ist (195). Über diese Problematik hinaus kritisiert N. an Strauß auch die fehlende Bereitschaft zu argumentativer Anstrengung. Hier sieht er Schopenhauers Diktum bestätigt, „dass Moral predigen eben so leicht als Moral begründen schwer ist“ (195). Das „Imperativische“ der apodiktischen Aussagen in Strauß’ ANG beschreibt N. als einen Eskapismus, mit dem sich der Autor der Verpflichtung zur „Erklärung“ entziehe (195).

Außerdem wirft N. Strauß manifeste Widersprüche vor: Anders, als er selbst offenbar meine, sei die von ihm in ANG vertretene gleichmacherische Moral mit der Theorie Darwins nicht kompatibel (196): So trage Strauß gerade nicht dem „Gesetz der individuellen Verschiedenheit“ Rechnung, das die Basis von Darwins Evolutionslehre bildet, weil diese vom Überleben der starken Exemplare im Existenzkampf, mithin vom Prinzip der Individualität ausgeht (196). Darüber hinaus hält N. die quasi-religiöse Verehrung für das „Universum“ als „Urquell alles Lebens“ bei Strauß gerade vor dem Hintergrund seines Darwinismus für nicht plausibel (196). Unter diesem Aspekt diagnostiziert er in Strauß’ ANG einen untergründigen Einfluss des Hegelianismus. Dieser trage zu den naturwissenschaftlich unredlichen Suppositionen bei, die in Strauß’ Schrift laut N. zu Anthropomorphismen führen (197).

Auch an Strauß’ Versuch, in ANG die „Rolle eines metaphysischen Architekten“ zu übernehmen (199) und seine Leser dabei über die Negativität des ‚Universums‘ hinwegzutäuschen, das sie durch „ein starres Räderwerk [...] zermalmen“ könne, diagnostiziert N. „die Grenze seines Muthes“ (199). In der sum-

marischen Schlusspartie erklärt N. sehr direkt, warum er Strauß' ANG „hasse": wegen der Synthese „von Dreistigkeit und Schwäche, tollkühnen Worten und feigem Sich-Anbequemen", wegen der falschen Prätention von „Weisheit", „Charakter und Kraft", die den Weg „zu einer wahrhaft deutschen Kultur" behindern (200).

8.

Im 8. Kapitel (201–208) wendet sich N. der dritten Frage zu: „Wie schreibt er seine Bücher?" (201). Allerdings retardiert er seine Beurteilung des Schriftstellers David Friedrich Strauß dann bis zum 9. Kapitel, weil er zuerst den „ausserordentliche[n] Erfolg" von ANG zu erklären versucht (201) und danach allgemeinere kulturkritische Reflexionen über die Depravationen der Wissenschaften in seiner Epoche anstellt. N. betont die hektische Betriebsamkeit der Wissenschaftler, die „den wichtigsten Fragen" ausweichen (203) und sich spezialistisch auf Detailaspekte fixieren, ohne übergeordnete Gesichtspunkte mitzuberücksichtigen oder gar über die Relevanz der eigenen Forschung „für die Kultur" insgesamt nachzudenken (202–203). Er vergleicht diesen Typus von „athemlosen, hin- und herrennenden" Wissenschaftlern sogar mit einem neuen „Sclavenstand" (202–203) – ähnlich wie in UB II HL, wo er von den gelehrten „Sclaven" in der „wissenschaftlichen Fabrik" spricht (KSA 1, 300). Von den Rahmenbedingungen kreativer Muße und „einer reinen Hingabe an den Genius" weit entfernt, begeben sie sich durch Hast, Gier und pragmatisches Kalkül bei ihrer wissenschaftlichen „Fabrik"-Arbeit bereits auf den Weg „zur Barbarei" (202–204).

Für diesen Habitus sind nach N.s Auffassung „so oberflächliche Bücher, wie das Straussische" charakteristisch (203), dem er vor allem Erfahrungsmangel, Ideenarmut und Affektiertheit sowie stupende Unreife und Uniformität des Urteils vorwirft (204). Aber gerade die weitreichende Übereinstimmung zwischen Strauß' „Philister-Kultur" (205) und dem von wirklicher Kultur weit entfernten „Geiste der umlärmten Hochsitze deutscher Wissenschaft" (204) erscheint zugleich als Erfolgsgarant für sein Buch ANG. Laut N. ist die „Philister-Kultur" durch eine naive Selbstüberschätzung gekennzeichnet, die bis zur Verabsolutierung der eigenen Institutionen, ja bis zu einem problematischen Unfehlbarkeitsanspruch für ihre Urteile „über alle Kultur- und Geschmacksfragen" reicht (205–206). Strauß verdanke seinen Status als Philister-„Häuptling" einer „mediocritas des Muthes", die sich nur geringfügig von der Feigheit der Majorität unterscheide (208).

Die Vielzahl kritischer Rezensionen über Strauß' ANG trotz des Sieges „bei der öffentlichen Meinung" (206) erklärt N., indem er zwischen der theologi-

schen und der schriftstellerischen Seite des Buches differenziert: Während Strauß als „theologischer Sektirer“ mit einem „curiosen Privatglauben“ Antipathien auf sich zieht (207), erscheint er einer großen Lesergemeinde als „klassischer Schriftsteller“ par excellence (207).

9.

Diese Thematik vertieft N. anschließend im 9. Kapitel (208–216), in dem er sich zunächst der „Architektur des Buches“ zuwendet, um anschließend den „Stilisten und Sprachkünstler Strauss“ zum Gegenstand kritischer Analyse zu machen (209). Unter dem Aspekt der Proportionalität (209) und des logischen Zusammenhangs stellt N. zunächst die Struktur des Buches in Frage: Schon bei den „vier Hauptfragen“, die den gedanklichen Duktus von ANG bestimmen, vermisst er logische Stringenz im Verhältnis der Fragen zueinander (209).

Darüber hinaus attestiert er Strauß, er habe den Übergang vom christlichen Theologen zum Philosophen nicht wirklich konsequent vollzogen (210). Diese Diagnose formuliert er auf der Basis von zwei Indizien: Erstens transformiere Strauß die philosophischen Fragestellungen im Sinne der christlichen Tradition und übersehe dabei die Bedeutung der anderen Weltreligionen, etwa den Stellenwert des Buddhismus. Und zweitens vermöge er „nicht zwischen Glauben und Wissen zu unterscheiden“; infolgedessen spreche er dort vom „neuen Glauben“, wo eigentlich von der „neueren Wissenschaft“ die Rede sein müßte, ja er verwende die Begriffe erstaunlicherweise sogar synonym (210). Wenn aber Strauß’ „neuer Glaube“ mit „der modernen Wissenschaft“ koinzidiere, dann sei er eigentlich „gar nicht Religion“ (211).

Als verfehlt betrachtet N. den Titel von Strauß’ ANG auch mit dem Argument, dass im Text „nur wenige zerstreute Seiten“ überhaupt mit einem „Glauben“ zu tun haben (211). Sie konzentrieren sich auf eine „mysteriöse“ (215), aber pietätvolle „Empfindung für das All“ (211), die N. als einen kompensatorischen „Nothglauben“ beschreibt (212). Primär sei der Autor darum bemüht, seine Adressaten „auf den Glauben an den Naturforscher Strauss“ zu verpflichten (212). Laut N. hat die „ganze moderne Natur- und Geschichts-Forschung“ jedoch nicht das Geringste zu tun mit diesem „Glauben an das All“, der sogar für den Philister eigentlich bedeutungslos und deshalb überflüssig ist (212). Ein überzeugendes „Gedankenschema“ (213) vermisst N. in ANG ebenso wie eine „streng methodisch“ konzipierte systematische Ordnung und wissenschaftliche Originalität (213–214).

Dass Strauß selbst sein Buch als „leicht geschürzt“ bezeichnet, hält N. für so ridikül, dass er sich dadurch zur Polemik herausgefordert sieht (213–214).

Seiner Auffassung zufolge ist ein „ästhetisches Effectmittel“ wie „jene mysteriöse Empfindung für das All“ (215) nicht mit einem seriösen naturwissenschaftlichen Anspruch kompatibel, wie ihn der Darwinist Strauß eigentlich vertreten müsste (212). Anlass zur Kritik findet N. auch noch in anderer Hinsicht: Er glaubt bei Strauß die prätentiöse Wunschvorstellung zu erkennen, entweder als „der deutsche Voltaire“ oder als „der französische Lessing“ zu gelten oder gar beide Autoren in Personalunion zu repräsentieren (216).

10.

Diese Attacke setzt N. im 10. Kapitel (216–220) fort, indem er die Genie-Ambitionen des nüchternen und trivialen Philisters Strauß kritisiert und ihm unterstellt, er betreibe Mimikry nach dem Vorbild Lessings oder Voltaires (216–217). Darüber hinaus vermutet N., Strauß simuliere stilistisch die Schlichtheit, Klarheit, Kühnheit, Natürlichkeit und Naivität des Genies, um mit ihm gleichgesetzt zu werden (217), übersehe dabei aber, dass „die simple Manier“ keineswegs notwendigerweise ein Indiz für „schriftstellerische Rechtschaffenheit“ sei (220).

Außerdem demontiert N. das „Genie Strauß“, indem er humoristisch beschreibt, wie dieser „mit dem Feuerblick des Genies“ (219) „in der Kleidung leicht geschürzter Göttinnen als ‚Klassiker‘ auf den Strassen herum“ laufe, dabei aber allzu oft die „Genielarve“ verliere (218), so dass hinter ihr der verdrossene Magister zum Vorschein komme (219). Früher habe Strauß durchaus einen ernsthaften Wahrheitsanspruch gehabt (219), der ihm später allerdings durch seine hohlen Prätentionen abhanden gekommen sei. So habe er Sympathien verloren und allmählich auch seine „Gelehrten- und Kritiker-Natur [...] zerstört“ (219). Als vollkommen unkünstlerischer Schriftsteller (219) agiere er nunmehr als „Schauspieler, der das naive Genie und den Klassiker spielt“ (220). N.s Urteil über den Schriftsteller David Friedrich Strauß fällt insgesamt vernichtend aus. Sein Fazit lautet: Strauß ist „ein schlechter Schauspieler“ und ein „ganz nichtswürdiger Stilist“ (220).

11.

Im 11. Kapitel (220–227) verallgemeinert N. seine Kritik: Vom paradigmatischen Fall des Philisters David Friedrich Strauß ausgehend, attestiert er „der deutschen Sprache der ‚Jetztzeit‘“ insgesamt einen desolaten Zustand (221). Deutschland als sprachlich unkultiviertes Land biete schlechte Voraussetzungen für

die Entstehung „guter Schriftsteller“ (220). Denn das Fehlen einer einheitlichen Norm leiste dem „naivsten Experimentiren mit der Sprache“ Vorschub und fördere dadurch den schon von Schopenhauer geschmähten „Lumpen-Jargon“ (220–221). Für die „Pseudo-Kultur des Bildungs-Philisters“ (221) ist laut N. ein hybrider Anspruch auf Klassizität charakteristisch, der jene „Einheit des Stiles“ lediglich simuliert (221), die er selbst in seiner Definition des Kulturbegriffs ins Zentrum stellt (163).

Die nur scheinbare Homogenität sprachlicher Äußerungen sieht N. durch den omnipräsenten Journalismus wesentlich mitbedingt (222). Die Diktion der Zeitungen trage durch Schnitzer aller Art maßgeblich dazu bei, die Sprache zu korrumpieren. Dadurch beeinträchtige sie den ästhetischen „Geschmack“ der Leser so weitgehend, dass Rhetorik und Stilistik ihre Orientierungsfunktion verlieren (222–223). Dem „Philister“ als dem „allermodernsten Muster-Schriftsteller“ (222) bescheinigt N. gravierende sprachliche Defizite. Er nimmt Anstoß an lächerlichen Neologismen und Banalitäten, außerdem kritisiert er eine „gänzlich verdrehte, verstiegene oder zerfaserte Syntax“ (222) und die zeitgenössische Vorliebe für moderne Bilder oder Gleichnisse um jeden Preis (223). Diesen Tendenzen habe auch der Philister Strauß in ANG seinen Tribut gezollt (223–224).

N. übt Kritik an einem Sprachstil, der das Exzentrische als vermeintlich reizvolle „Pikanterie“ zu inszenieren versuche (222), aber durch „Geschmacklosigkeiten und Geschraubtheiten“ (225), durch Katachresen, logische Brüche und verstaubte „Curiositäten des Ausdrucks“ (226) oft unfreiwillig komisch wirke. Dabei greift er auf konkretes Anschauungsmaterial aus Strauß’ ANG zurück. Trotz aller Bemühungen des Philisters werde das „wahrhaft Produktive“ nicht erreicht (222), das auch provozieren müsse: durch bewussten Bruch mit dem Zeitgeschmack und durch die Sprengung konventioneller Glätte.

Mit ausgewählten Textbeispielen aus Strauß’ ANG (224–225) versucht N. die stilistische Heterogenität des Buches exemplarisch zu zeigen: den Wechsel zwischen einem „burschikosen Geschwindmarsch“ und einer „Leichenträger-Saumseligkeit“ (225). Auch durch didaktisch angelegte Gelehrsamkeit in ANG sieht sich N. befremdet (224). Nach seiner Auffassung können nur diejenigen Strauß als „Klassiker“ verkennen, die das Verhältnis von „Krankheit“ und „Gesundheit“ umkehren und damit auch eine Inversion ästhetischer Werte vollziehen (226).

12.

Im 12. Kapitel (227–242) präsentiert N. eine kritische Stilanalyse auf der Basis umfangreicher Zitate aus ANG, die er selbst im Sinne Schopenhauers als „Belege für den Lumpen-Jargon der Jetztzeit“ versteht (228). Eine solche „Sammlung von Stilproben“ (227) hatte N. Richard Wagner bereits am 18. April 1873 brieflich angekündigt (KSB 4, Nr. 304, S. 145). N.s Florilegium aus Strauß’ ANG zielt zwar auf Evidenz durch präzise Nachweise und komische Effekte, erscheint über weite Strecken aber eher als pedantische Zusammenstellung von Quisquilien. Giorgio Colli bezeichnet N.s „langweilige Liste der stilistischen Fehler von Strauss“ als Ausdruck einer „schulmeisterlichen Pedanterie“ (KSA 1, 906). (Zu weiteren Kritikpunkten Collis, die ANG und UB I DS betreffen, vgl. KSA 1, 905–906 und die Schlusspassage von Kapitel I.5 dieses Überblickskommentars.)

Den Stilisten Strauß sieht N. zwischen der Skylla des Hegelianismus und der Charybdis des Journalismus (228). In seiner Stilkritik bemüht er sich darum, Strauß sprachliche Ungeschicklichkeiten, Grammatikfehler, fehlerhafte Verkürzungen, Tautologien, problematische Bilder und unpräzise Zitate nachzuweisen (229–239). An einer Stelle diffamiert er das „Straussendeutsch“ sogar als „Wickelkinderdeutsch“ (236). N. entwertet den Philister Strauß auch im Hinblick auf die zu erwartende Wirkungsgeschichte, indem er ihm für seine „Berühmtheit“ polemisch nur „ein Paar Stunden der Gegenwart“ zugesteht und ihm für die Zukunft die „Nacht“ der „Vergessenheit“ prognostiziert (228). Nach seiner Auffassung steht nicht nur Strauß als paradigmatischem Fall, sondern der „Philister-Kultur in Deutschland“ insgesamt der „Untergang“ bevor (241). Einen thematischen Bezug zum Titel des ganzen Zyklus der *Unzeitgemässen Betrachtungen* stellt N. im letzten Satz von UB I DS her, indem er seine eigene Polemik zwar als das „Bekenntniss eines Einzelnen“ versteht (241–242), sie zugleich aber auch als Spezialfall einer „Wahrheit“ deutet, die momentan „noch als unzeitgemäss“ gilt (242).